Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Marie Antoinette und ihr Sohn.

Sechster Band.

Marie Antoinette und ihr Sohn.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Sechster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

XXIX.

Ohne Namen und Stand.

Der Prinz von Condé ging mit lebhaften Schritten in seinem Kabinet auf und ab. Seine Stirn war düster, seine Augen waren trübe, und zuweilen hob er die Hand empor und fuhr sich über dieselben hin, als wolle er den Schleier beseitigen, der ihm den Blick trübte.

„Es muß sein," sagte er nach einer Weile entschlossen zu sich selber. „Ja, es muß sein! Ich sehe kein anderes Mittel, ihn vor den Nachstellungen seiner Freunde und seiner Feinde zu retten. Er muß fort, und das sogleich!"

Er trat hastig an den Tisch, schellte heftig und befahl dem eintretenden Kammerdiener den fremden Knaben, welcher gestern angekommen, zu ihm zu führen.

Wenige Minuten später öffnete sich die Thür, und ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren, mit großen blauen Augen, blondgelockt, zierlich von Gestalt, zart von Gesichtsfarbe, trat in das Kabinet.

Der Prinz von Condé schien von seinem Anblick auf das Tiefste bewegt. Er eilte mit offenen Armen dem Knaben entgegen, drückte ihn fest an sein Herz und küßte sein lockiges Haar und seine Augen.

„Willkommen, oh seien Sie mir tausend Mal willkommen," sagte er mit vor Bewegung zitternder Stimme. „Wie lange habe ich diesen Augenblick ersehnt, und wie glücklich bin ich, daß er endlich gekommen ist. Sie sind gerettet, Sie sind der Freiheit, dem Leben wiedergegeben, und es erwartet Sie hoffentlich eine große und glänzende Zukunft."

„Dann werde ich sie Ihnen zu verdanken haben, mein Cousin," sagte der Knabe mit seiner lieblichen, wohlklingenden Stimme. „Sie haben mich erlöst aus dem fürchterlichen Gefängniß, und ich danke Ihnen das Leben. Auch ich bin froh, daß ich Sie endlich sehe, denn ich wollte Ihnen so gern meinen Dank sagen, und ich habe jeden Abend zu Gott gebetet, daß er mir das Glück gönnen möchte, endlich meinen lieben Vetter, den Prinzen von Condé, begrüßen zu können."

Der Freudenstrahl auf dem Angesicht des Prinzen war längst verblaßt, und eine Wolke lagerte sich auf seiner Stirn, wie er mit einem scheuen, forschenden Blicke sich umschaute im Zimmer, als fürchte er, irgend Jemand könne außer ihm die Worte des Knaben gehört haben.

„Nennen Sie mich nicht Ihren Cousin," sagte er leise, und selbst seine Stimme war verändert, war düster und heiser.

Der Knabe heftete seine großen blauen Augen mit einem Ausdruck der Verwunderung auf das verdüsterte Antlitz des Prinzen von Condé.

„Sie freuen sich nicht mehr, mich hier zu sehen? Es ist Ihnen unangenehm, wenn ich Sie meinen Cousin nenne?"

Der Prinz antwortete nicht sogleich, sondern ging wieder mit großen Schritten auf und ab, dann blieb er vor dem Knaben stehen, der mit unbefangener Ruhe seinen heftigen Bewegungen zugeschaut hatte.

„Setzen wir uns," sagte der Prinz von Condé, „setzen wir uns und plaudern wir!"

Er reichte dem Knaben die Hand, führte ihn zu dem Divan, und nachdem dieser auf demselben

sich niedergelassen, schob der Prinz sich einen Fauteuil heran, und nahm dem Knaben gegenüber Platz.

„Plaudern wir," wiederholte er. „Ich möchte vor allen Dingen wissen, ob Sie ein gutes Gedächtniß haben, denn man hat mir gesagt, daß Ihr Kopf gelitten hätte, daß Sie keine Erinnerung von der Vergangenheit bewahrt hätten."

Ein sanftes, trauriges Lächeln umspielte die Lippen des Knaben. „Ich habe, wie man es mir geheißen hat, von der Vergangenheit geschwiegen," sagte er, „aber ich habe sie nicht vergessen."

„Sie erinnern sich Ihrer Mutter?" fragte der Prinz.

Der Knabe zuckte zusammen, eine glühende Röthe flog über seine Wangen hin, der dann eine tiefe Blässe folgte. „Monsieur," fragte er mit zitternder Stimme, „wäre es wohl möglich, daß ich meine theure Mama Königin vergessen könnte. Meine Mama Königin, die ihren kleinen Louis Charles so sehr geliebt hat? Ach, mein Herr, Sie würden mich das nicht gefragt haben, wenn Sie gewußt hätten, wie weh Sie mir gethan?"

„Ich bitte um Vergebung," sagte der Prinz verlegen. „Ich sehe wohl, Sie erinnern Sich. Aber lassen Sie mich Sie noch einmal prüfen Wollen

Sie mir erzählen, was Ihnen geschehen, seit Sie Ihren grausamen Pflegeeltern entführt worden? — Wie hießen doch diese Leute und was waren sie?" —

„Meine Pflegeeltern, oder meine Peiniger hießen Bürger und Bürgerin Simon. Der Mann war Schuster gewesen, aber nachher war er Aufseher und Schließer im Temple, und als man mich von meiner Mama, meiner Schwester und Tante fortnahm, mußte ich bei diesen schrecklichen Leuten im Temple wohnen."

„Es ging Ihnen schlecht dort?"

„Sehr schlecht, mein Herr! Ich ward beschimpft und gemißhandelt, und das Allerschlimmste war, daß sie mich zwingen wollten, schändliche Lieder auf meine Mama Königin zu singen."

„Sie haben die Lieder aber nicht gesungen?" fragte der Prinz von Condé.

Die Augen des Knaben flammten höher auf. „Nein," sagte er stolz, „ich habe sie nicht gesungen. Sie hätten mich todt schlagen können, ich wäre lieber gestorben, als daß ich es gethan hätte."

Der Prinz nickte beifällig. „Und wie kamen Sie von diesen Leuten fort?" fragte er.

„Sie wissen es wohl, Prinz von Condé," er=

widerte der Knabe lächelnd, „Sie sind es ja, der mich hat befreien lassen.“

„Erzählen Sie mir von dieser Befreiung ein wenig,“ bat der Prinz, „und sagen Sie mir, wie es Ihnen seitdem ergangen ist. Ich habe, wie Sie meinen, zu Ihrer Befreiung beigetragen, aber jedenfalls bin ich doch nicht persönlich dabei thätig gewesen. Wie entkamen Sie aus dem Temple?“

„Man hatte mich in einen Korb mit Wäsche gepackt, den die Bürgerin Simon bei ihrem Auszug aus dem Temple mit sich nahm. Sie übergab diesen Korb mit Wäsche, in welchem ich verborgen war, einer Wäscherin, welche uns an dem Thore von Macon erwartete. Sie hatte ein kleines Wägelchen mit Eseln bespannt bereit stehen, der Korb ward aufgeladen, und fort ging es bis nach einem Dorfe, dessen Namen ich nicht weiß. Dort machten wir Halt, ich ward aus dem Korbe genommen und in ein Haus gebracht, in welchem wir ein paar Stunden blieben, uns ausruhten und umkleideten.“

„Wir? Wen verstehen Sie unter Wir?“

„Mich und die vermeintliche Wäscherin,“ erwiderte der Knabe. „Diese Wäscherin war aber Niemand anders als der Herr von Jarjayes, den

ich schon lange kannte, und der mit Fidèle, ich wollte sagen mit Toulan, den Plan zu meiner Flucht ersonnen und ausgeführt hatte. Herr von Jarjayes kleidete sich nun um, ich bekam auch andere Kleider, und nachdem wir den ganzen Tag in dem Hause versteckt gewesen, bestiegen wir Abends einen Wagen und fuhren die ganze Nacht durch. Am nächsten Tage blieben wir wieder irgendwo in einem Hause versteckt, und setzten die Nacht unsere Reise fort."

„Sagte man Ihnen, wohin die Reise ginge?"

„Herr von Jarjayes sagte mir, daß der Prinz von Condé mein Beschützer und Retter sei, daß dieser großmüthige Prinz die nöthigen Gelder hergegeben habe, und daß ich auf einem seiner Schlösser so lange verborgen bleiben solle, bis der Prinz mir sagen würde, daß es an der Zeit sein würde, mich öffentlich anzuerkennen. Bis dahin, sagte mir Herr von Jarjayes, sollte ich niemals von der Vergangenheit sprechen, und kein einziges Wort verrathen von Allem, was mich beträfe oder meine Familie. Er sagte mir, wenn ich dies nicht genau befolgte, so würde ich nicht bloß zu dem Schuster Simon zurückgebracht werden, sondern ich würde dann auch Schuld daran sein, daß man meiner Schwester Therese und

meiner Tante Elisabeth das Leben nähme, wie man es meinen lieben Eltern gethan. Sie begreifen, mein Prinz, daß ich nun stumm war."

„Ja, ich begreife. Wohin brachte Sie der Herr von Jarjayes?"

„Auf eins der Schlösser des Prinzen von Condé in der treuen und schönen Vendée. Ach es war sehr schön dort, sehr friedlich und prächtig, und es waren sehr liebe und freundliche Menschen dort um mich. Sie sagten dort, ich wäre der Neffe des Prinzen von Condé, der wegen seiner geschwächten Gesundheit auf dem Lande leben müßte, und man umgab mich mit Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Ich hatte da auch einen Hofmeister, der mich unterrichtete, und dann kam auch zuweilen der tapfere General Charette zum Besuch auf das Schloß. Er war immer sehr aufmerksam und höflich gegen mich, und erzeigte mir allerlei Freundlichkeiten. Eines Tages bat er mich, einen Spaziergang mit ihm im Park zu machen. Ich that es natürlich, und da, wie wir eben in einer dunklen Allee gingen, fiel er vor mir auf die Kniee nieder, und nannte mich Majestät, und sagte, er wisse sehr wohl, daß ich der König von Frankreich sei, und daß der edle und getreue Prinz von Condé mich aus dem Gefängniß gerrettet habe."

„Diable," murmelte der Prinz in sich hinein, „unsere theuren Freunde sind immer unsere schlimmsten Feinde."

Der Knabe achtete nicht auf das Gemurmel des Prinzen, sondern fuhr eifrig fort: „Der General beschwor mich, ich sollte es ihm eingestehen, daß ich der Sohn des Königs Ludwigs sei, und ich sollte ihm folgen, bei seiner kleinen Armee bleiben, die mich sofort anerkennen, und zum König von Frankreich ausrufen würde."

„Und was antworteten Sie?" fragte Condé gespannt.

„Mein Prinz," erwiederte der Knabe mit stolzer, ernster Miene, „ich habe Ihnen gesagt, daß ich dem Herrn von Jarjayes mein Wort gegeben, nichts zu verrathen, bis Sie mir sagten, daß es an der Zeit sei. Ich konnte dem Herrn von Charette also nichts zugestehen, und erwiederte ihm daher, daß er sich in einem großen Irrthum befände, und daß ich durchaus keine andere Ehre habe und beanspruche, als die, der Neffe des Herrn Prinzen von Condé zu sein."

„Sie sagten das?" fragte Condé erschrocken.

Der Knabe hob sein Haupt mit einer raschen Bewegung empor, und Etwas von dem stolzen und

feurigen Wesen Ludwigs des Vierzehnten blitzte in seinen Augen auf.

„Ich wußte damals noch nicht,“ erwiederte er, „daß dem Prinzen von Condé die Verwandtschaft mit mir nicht mehr genehm ist.“

Der Prinz machte eine verlegene Miene und schlug vor dem flammenden Blicke des Knaben die Augen nieder. „Fahren Sie fort, wenn ich bitten darf,“ sagte er leise. „Was that der General Charette, als Sie ihn zurückwiesen?“

„Erst bat er und weinte, und beschwor mich, ich solle ihm vertrauen, und vor ihm, als dem treuesten und besten Royalisten, mein Incognito ablegen. Da ich dennoch aber standhaft blieb und nichts verrieth, ward der General von Charette wüthend, stieß mich von sich, hob die geballten Fäuste drohend empor, und schwur, er wolle sich an denen rächen, die ihn betrogen und hintergangen hätten, da er es nun wohl einsehe, daß ich kein Bourbon sei, denn der Sohn meiner Väter würde nicht so feig und erbärmlich handeln, seine Herkunft und seinen Namen zu verleugnen.“

„Und Sie schwiegen trotz dieser Herausforderung?“

„Ja, mein Herr, ich schwieg, und ließ Herrn von Charette trotz seines Schmerzes und seines

Zornes bei dem Glauben, er habe sich getäuscht, oder vielmehr er sei getäuscht worden."

„Oh," rief Condé, „man sieht es wohl, daß Sie in der Schule der Leiden gestählt worden, und daß die Jahre des Unglücks doppelt zählen, denn Sie haben, trotz Ihrer zwölf Jahre, gehandelt wie ein Mann."

„Mein Prinz," sagte der Knabe stolz, „die Bourbons sind mit funfzehn Jahren majorenn, und dürfen nach dem Gesetz als selbstständig regierende Könige die Krone von Frankreich tragen. Sie müssen also früh anfangen zu lernen. Dies war die Meinung der Königin Marie Antoinette, die mich in meinem fünften Jahre schon lesen lehrte. Sie, mein Prinz, haben in großmüthiger Fürsorge Alles gethan, um mich zu befähigen, daß ich dereinst den Gesetzen meines Hauses genügen könnte, wenn es Gott gefallen sollte, daß der Sohn meines unglücklichen theuren Vaters den erledigten Thron der Bourbonen wieder einnehmen dürfte. Sie haben diese zwei Jahre, welche ich in Verborgenheit und Stille auf Ihrem Schlosse in der Vendée lebte, für mich zu einem starken und festen Fundament gemacht, auf welchem sich das Gebäude meines Lebens aufrichten kann. Ich habe, Dank den ausgezeich-

neten Lehrern, welche Sie mir gegeben, Gelegenheit gehabt, viel zu lernen und zu studiren, und Alles das nachzuholen, was in den letzten Jahren der Erniedrigung versäumt und vergessen war."

„Ihre Lehrer geben Ihnen das Zeugniß, daß Sie von unermüdlichem Fleiße gewesen, und in Monaten mehr gelernt haben, als Andere in Jahren. Sie sprechen mehrere Sprachen, und sind besonders wie ich wünschte, in der Kriegswissenschaft und der Mathematik unterrichtet worden."

„In den Studien der Könige und der Soldaten," sagte der Knabe mit einem stolzen Lächeln.

„Ich fürchte, Sie werden diese Studien zunächst nur für den Soldaten gemacht haben," seufzte Condé. „Ihre Aussichten sind sehr trübe, ja, trüber noch, als damals, wo Sie den Temple verließen. Diese zwei Jahre haben Ihre Lage noch gefährlicher gemacht. Es war ein Glück, daß Sie dieselben in Einsamkeit und Verborgenheit zubringen, und Ihre Erziehung vervollkommnen konnten, und es wäre sicherlich segensvoll gewesen, wenn Sie noch einige Jahre länger dieser Ruhe und diesen Studien hätten nachhängen können. Aber Ihre Feinde hatten Ihnen unermüdlich nachgeforscht, sie waren Ihnen auf der Spur, und hätte ich Sie noch länger dort

gelassen, so würde man Sie eines Tages von einem Dolch oder einem Schuß durchbohrt im Park gefunden haben. Wie mir der Schloßcastellan berichtete, trieben sich allerlei verdächtige Leute in der Nähe des Schlosses und des Parks umher, und dies waren, wie ich vermuthe, die Emissaire ihrer Feinde. Bei der ersten Benachrichtigung davon ließ ich Sie das Schloß verlassen, und unter sicherm Schutz hierher bringen. Jetzt erlauben Sie mir eine Frage. Wissen Sie, wer Ihre Feinde sind?"

„Ich glaube wohl, daß ich es weiß," erwiderte Louis Charles mit einem traurigen Lächeln. „Meine Feinde sind dieselben Menschen, welche meinen Vater und meine Mutter auf das Blutgerüst geführt, den Thron der Könige zerstört, und Frankreich statt der Krone eine rothe Mütze aufgesetzt haben. Meine Feinde sind die Republikaner, welche jetzt über Frankreich herrschen, und denen natürlich Alles daran gelegen sein muß, mich aus dem Wege zu schaffen, denn mein Leben ist ihr Sterben! Frankreich wird eines Tages der rothen Mütze überdrüßig werden, und wieder die Krone, die ihm gebührt, auf sein Haupt setzen wollen, sobald es erst sicher ist, daß der, welcher allein berechtigt ist, diese Krone zu tragen, noch am Leben ist."

„Und wer meinen Sie, ist allein berechtigt, die Krone von Frankreich zu tragen?“

„Sie fragen, als ob Sie nicht wüßten, daß ich der einzige Sohn und Erbe des gemordeten Königs von Frankreich bin.“

„Der einzige Sohn, aber nicht der einzige Erbe. Man wird Ihnen dies Erbe streitig machen, man wird, selbst wenn Frankreich sich aus einer Republik in ein Königthum wieder umgestalten möchte, Alles thun, kein Mittel unversucht lassen, um Sie, den Sohn Ludwigs des Sechszehnten, von dem Throne fortzudrängen, und die Krone einem Andern aufzusetzen.“

„Mein Herr, wenn das Königthum siegt, gehört die Krone mir. Wer dürfte es alsdann wohl wagen, sie mir streitig zu machen?“

„Ihre Feinde! Nicht Diejenigen Ihrer Feinde, welche Sie vorher genannt haben, sondern die andere Hälfte Ihrer Feinde, von deren Existenz Sie, wie es mir scheint, noch keine Ahnung haben, Ihre Feinde, die Royalisten.“

„Wie denn, mein Prinz,“ fragte Louis Charles ganz erstaunt, „Sie nennen die Royalisten meine Feinde?“

„Ja, und sie sind es, mächtige, starke und un-

ermüdliche Feinde. Bemerken Sie es denn nicht, daß Sie sogar über mich schon Gewalt gewonnen haben, so daß ich es selbst hier in diesem Gemache nicht wage, Ihnen den Ihnen gebührenden Titel zu geben, aus Furcht, die Wände könnten Ohren haben, und mich verrathen, und die Gefahr, welche über Ihrem Haupte schwebt, nur noch vergrößern? Ich will Ihnen jetzt den gefährlichsten Ihrer Feinde nennen: es ist der Graf von Provence."

„Wie, mein Oheim, der Bruder meines Vaters, er wäre mein Feind?"

„Er ist Ihr Feind, wie er der Feind Ihrer Mutter war. Glauben Sie mir, junger Mann, nicht das Volk in Frankreich hat die Revolution erzeugt, sondern die Prinzen haben es gethan. Der Graf von Provence, der Graf von Artois, und der Herzog von Orleans, das sind die ersten Revolutionaire gewesen, sie haben das Feuer an den Thron gelegt, sie haben es geschürt und genährt mit den Brochüren und Libellen, welche sie gegen die Königin Marie Antoinette über Frankreich ausstreuten. Sie thaten es aus Haß, aus Rache und aus Ehrgeiz. Die Königin Marie Antoinette hatte ihren Gemahl für sich und die Politik des Hauses Oesterreich gewonnen, sie hatte sich dadurch in Opposition gestellt

zu dem Grafen von Provence und der ganzen königlichen Familie. Der Graf von Provence hat ihr das niemals verziehen, und er wird es auch Ihnen nie verzeihen, daß Sie der Sohn Ihrer Mutter sind. Der Graf von Provence, oder wie er sich jetzt nennt, der Graf von Lille, ist Ihr unversöhnlicher Feind, und er wird Alles thun, um Sie in's Verderben zu führen, denn der Graf von Lille ist ehrgeizig, und sein einziges Ziel ist: König von Frankreich zu werden!"

„König von Frankreich? Der Graf von Provence, der Bruder des Königs, könnte sein Nachfolger sein wollen, wenn ich, der Sohn des Königs, da bin, und mein Erbe fordere?"

„Man wird Ihre Forderung nicht anerkennen, man wird Sie verleugnen und für einen Betrüger erklären. Ach, der Graf von Provence ist ein eigensinniger und harter Charakter. Er will seinen Weg machen, und wenn Sie ihm ein Hinderniß sind auf seinem Wege, so beseitigt er Sie, ohne Mitleid und ohne Gewissensbisse, glauben Sie es mir, der ich in diesen drei Jahren des Exils fast immer in der Nähe des Prinzen gewesen bin. Ich hatte mich wohl gehütet, den beiden Prinzen den Plan zu Ihrer Befreiung mitzutheilen, und auch nachdem Ihre

Befreiung gelungen, schwieg ich, denn ein Geheimniß ist nur sicher, wenn es so wenig als möglich Mitwisser hat. Als man aber im vorigen Jahre von Paris aus die Benachrichtigung erhielt, daß der Knabe, welchen man im Temple als den sogenannten Sohn des enthaupteten Königs gefangen hielt, nach langer Krankheit gestorben sei, da wagte ich es dennoch, dem Grafen von Lille eine Andeutung über den wirklichen Thatbestand zu machen. Ich sagte ihm, ich glaubte zu wissen, daß der König Ludwig der Siebenzehnte von treuen und ergebenen Dienern aus dem Temple befreit worden, und an einem sichern Orte verborgen gehalten werde. Wissen Sie, was der Graf von Provence mir darauf erwidert hat?" —

„Ich bitte, sagen Sie es mir," seufzte Louis Charles leise.

„Er hat mir erwidert: „Ich rathe Ihnen, mein Vetter, dergleichen alberne Märchen nicht zu glauben, und sich nicht von schlauen Betrügern dupiren zu lassen. Mein unglücklicher kleiner Neffe ist im Temple gestorben, das ist eine von der Republik und allen ihren Behörden anerkannte und beglaubigte Thatsache, die Niemand ableugnen darf. Der Sohn ist nach einem langen Märtyrerthum als ein neues

Opfer der blutdürstigen Republikaner gefallen, und wir tragen noch die Trauer um unsern heimgegangenen Neffen, den König Ludwig den Siebenzehnten. Sollte jetzt aber irgend ein kluger Kopf auf den schlauen Gedanken kommen, den Gestorbenen wieder auferstehen zu lassen, so werde ich der Erste sein, welcher ihn desavouirt und ihn für einen Betrüger erklärt." — Dies waren die Worte des Grafen von Lille, und Sie werden nun eingestehen, daß ich Recht habe, wenn ich den Grafen von Provence Ihren Feind nenne, und es nicht für gerathen hielt, ihm das Geheimniß Ihrer Befreiung mitzutheilen?"

„Ich gestehe es Ihnen ein," sagte der Prinz traurig. „Er würde das Geheimniß wohl für immer begraben haben."

„Hören Sie nun weiter! Vor einigen Wochen ließ mich der Prinz nun zu sich rufen, und ich sah an seinem düstern Gesicht und an seinen blitzenden Augen, daß er irgend eine unangenehme Nachricht mußte erhalten haben. Er ließ mich auch nicht lange auf die Bestätigung meiner Vermuthung warten. Mit seiner scharfen und schneidenden Stimme fragte er mich, was das für ein Neffe sei, den ich auf meinem Bergschloß in der Vendée erziehen ließe?

Der General von Charette habe durch einen seiner Emissaire ihm davon Nachricht gegeben, und ihm auch gemeldet, daß in der Vendée das Gerücht ginge, dieser mein sogenannter Neffe sei der gerettete König Ludwig der Siebenzehnte, den ich aus dem Temple hätte befreien lassen. Auch er, der General von Charette, habe anfangs daran geglaubt. Er habe sich deshalb heimlich auf mein Bergschloß begeben, und den jungen vermeintlichen König aufgesucht. Da habe er sich überzeugt, daß jener Knabe durchaus keine Aehnlichkeit mit dem kleinen Prinzen Louis Charles habe, den der General ja früher in den Tuilerieen gesehen, und daß er ganz gewiß nicht der Sohn Ludwigs des Sechszehnten sei."

„Er hat es mir wohl gesagt, daß er sich rächen würde," murmelte Louis Charles. „Er schwur mir, daß ich der Stunde gedenken solle, in der ich ihm mein Vertrauen verweigert habe."

„Er hat seinen Schwur erfüllt, denn er hat sich laut und öffentlich zu der Ansicht bekannt, daß der König Ludwig der Siebenzehnte im Temple gestorben sei, und er hat seine Armee den Eid der Treue für den König Ludwig den Achtzehnten, das heißt: für den Grafen von Provence oder Lille schwören lassen. Der Graf selber berichtete mir das, und

dann setzte er mit drohender Stimme hinzu: „Ich rathe Ihnen, mein Vetter, daß Sie Ihren jungen Neffen entweder öffentlich als Ihren Neffen auftreten lassen, oder ihn für immer beseitigen. Ich rathe Ihnen ferner, sich nicht von Abenteurern und Heuchlern betrügen zu lassen. Man weiß, daß Sie zu den getreuesten Anhängern der Königin Marie Antoinette gehörten, und es mag Leute geben, welche Ihre Treue mißbrauchen und Ihnen vorschwindeln wollen, daß der arme kleine Louis Charles wirklich aus dem Temple gerettet sei. Leugnen Sie es nur nicht, man hat Ihnen damals sehr viel Geld abgenommen, und Sie glauben lassen, man bedürfe desselben zur Befreiung des jungen Königs von Frankreich. Es war eine Falle, welche man auf Ihre Loyalität und Ergebenheit berechnet hatte, und Sie sind auch wirklich in die Falle gegangen. Aber Sie haben Ihr Geld vergeblich hingegeben, der arme beklagenswerthe König konnte nicht gerettet werden, und er ist im Temple als Gefangener der Republik gestorben. Hüten Sie sich wohl, irgend einem Märchen Glauben zu schenken, denn ich sage Ihnen, mich würde man nicht dazu bringen, ein Gläubiger zu werden. Ich bin jetzt der rechtmäßige König von Frankreich, ich bin Ludwig der Achtzehnte, und

ich bin fest entschlossen, jeden Prätendenten, der sich unterfangen wollte, sich für Ludwig den Siebenzehnten auszugeben, nicht bloß für einen Betrüger zu erklären, sondern ihn auch als einen Hochverräther und Rebellen zu bestrafen und unschädlich zu machen. Merken Sie sich dies wohl, und warnen Sie deshalb Ihren räthselhaften Neffen, daß er keine Komödie spielt, die für ihn jedenfalls zu einer Tragödie werden, und mit seinem Tode enden könnte." Dies waren die Worte des Grafen von Lille," fuhr der Prinz von Condé aufathmend fort. „und Sie begreifen nun, weshalb ich Sie so plötzlich, und so geheimnißvoll aus meinem einsamen Schloß fortführen und hierher bringen ließ."

„Ich begreife Alles," seufzte Louis Charles schmerzlich, „ich begreife, daß es für mich besser gewesen wäre, wenn Sie mich nicht befreit hätten, sondern wenn ich gestorben wäre, wie mein Vater und meine Mutter gestorben sind."

„Wir müssen unsere Hoffnungen auf die Zukunft richten," sagte Condé traurig, „denn ich gestehe es zu, in der Gegenwart ist für Sie wenig zu hoffen, und es giebt kaum einen Ort, wo Sie sicher sind vor den Verfolgungen und den Dolchen Ihrer Feinde. Die Republikaner wünschen eben so

sehr Ihren Tod als die Royalisten. In Frankreich bedrohen Sie beide Parteien, und wollte ich nun jetzt das Aeußerste wagen, wollte ich Sie an irgend einen der europäischen Höfe bringen, den Souverain mit Ihrer Abkunft bekannt machen, und für Sie Beistand und Hülfe erflehen, so würde ich nirgends Glauben finden, denn die französische Republik nicht allein, sondern auch der Graf von Lille würde Protest einlegen und Sie öffentlich vor ganz Europa desavouiren. Es ist deshalb dringend nöthig, daß Sie, um vor Ihren Feinden gesichert zu sein, für einige Zeit noch verschwinden, und daß wir vorsichtig und geduldig die Zeit abwarten, welche geeignet ist, Sie wieder auf den Schauplatz zurückzuführen."

„Glauben Sie, daß diese Zeit jemals kommen wird?" fragte der Prinz mit einem traurigen Kopfschütteln.

„Ich glaube es, und vor allen Dingen, ich hoffe es," erwiderte Condé rasch. „Die größte Schwierigkeit ist nur, für Sie einen Aufenthaltsort zu finden, wo man Sie nicht vermuthet, und wo Sie daher sicher sind vor allen Nachstellungen. Ich kann Sie ja, zu meinem größten Leidwesen, nicht hier behalten, denn meine Familie ist zu bekannt, als daß ich ihr plötzlich einen legitimen Neffen unterschieben könnte,

und der Graf von Lille vor allen Dingen würde nicht daran glauben. Ich gestehe, daß es mir sehr viel Unruhe und Kopfzerbrechen verursacht hat, ein sicheres Asyl für Sie zu entdecken."

„Sie glauben es aber jetzt gefunden zu haben?" fragte Louis Charles gleichgültig.

„Ja, ich glaube es, oder vielmehr, ich weiß gewiß, daß ich es gefunden habe. Sie müssen dorthin gebracht werden, wo man Sie am wenigsten vermuthet, Sie müssen an einem Orte verborgen werden, wo es Niemand einfallen kann, Sie zu suchen."

„Und wie heißt dieser Ort?"

„Er heißt Mainz."

Der Knabe, welcher mit niedergeschlagenen Augen dagesessen, vielleicht nur um seine Thränen nicht sehen zu lassen, der Knabe schaute rasch empor und das tiefste Erstaunen malte sich in seinen schönen beweglichen Zügen.

„Mainz?" fragte er. „Ist das nicht eine Festung am Rhein, welche die Truppen der französischen Republik besetzt haben?"

„Ja, und der Commandeur von Mainz, der Anführer der Truppen, ist der General Kleber, einer

der tapfersten und edelsten Soldaten der französischen Republik."

„Und zu diesem General Kleber wollen Sie mich schicken? Ach, mein Prinz, das heißt, Sie wollen, um mich vor allen Verfolgungen zu retten, mich gleich in den Krater des feuerspeienden Berges hinunterwerfen."

„Es ist nicht so schlimm, wie Sie denken, mein junger Freund. Der General Kleber ist im Grunde seines Herzens ein guter und treuer Royalist, und wenn er dennoch der Republik dient, so thut er es, weil er vor allen Dingen Soldat, Soldat seines Vaterlandes ist, und weil sein Vaterland jetzt der tapfern Armee seiner Soldaten sehr bedarf, um die Ehre und den Ruhm Frankreichs aufrecht zu halten. Ich habe einen sichern Mann zum General Kleber geschickt, ihm unser Geheimniß anvertrauen lassen, und ihn um Schutz und um ein Asyl für Sie gebeten. Der General Kleber ist bereit, Ihnen Beides zu gewähren, und er hat seinen Adjutanten hierher nach Coblenz gesandt, um von hier seinen Neffen abzuholen, und ihm denselben nach Mainz zu bringen. Dieser Neffe sind Sie, und wenn Sie Ihre Einwilligung geben, so werden Sie sofort von hier abreisen, und nach Mainz gehen können."

„Und wenn ich meine Einwilligung nicht gebe?“ fragt. Louis Charles mit einem stolzen, zürnenden Blick.

„Ich gestehe,“ sagte Condé achselzuckend, „ich gestehe, daß ich auf diesen Fall nicht vorbereitet bin, und im Augenblicke nicht alle die nachtheiligen Folgen übersehen könnte, welche für Sie aus solcher Weigerung entstehen würden.“

„Beruhigen Sie sich, Condé, ich weigere mich nicht,“ rief der Prinz. „Ich habe zunächst nur Eins zu bedenken, daß ich Ihnen keine Unannehmlichkeiten und Gefahren bereite, und ich sehe wohl, daß solche für Sie vorhanden wären, wenn ich nicht darein willigte, auf's Neue zu verschwinden. Der Sohn des Königs verschwand, um als der Neffe des Prinzen von Condé wieder aufzuerstehen, und jetzt wird auch der Neffe des Prinzen von Condé wieder verschwinden, um als Neffe des Generals Kleber wieder aufzuerstehen. Ach, wer weiß, ob ich dann nicht sehr bald wieder als der Neffe des Schusters Simon auferstehen werde, um dann auf der Guillotine meine letzte Auferstehung zu feiern.“

„Ich hoffe, im Gegentheil, daß Sie an dem Tage, an welchem Frankreich wieder seine Auferstehung feiert, mit ihm auferstehen, und aus der

Verborgenheit hervorgehen als der Sohn ihres Vaters, als der Erbe des Königs von Frankreich. In der nächsten Zeit hat sich in Frankreich die Republik consolidirt, und an einen Umschwung der Dinge ist nicht zu denken. Aber das wird nicht ewig dauern, und in der Stunde der Entscheidung, wenn die Republik mit dem Königthum die letzte große Schlacht der Existenz kämpft, in dieser Stunde müssen Sie auf dem Kampfplatz erscheinen, müssen die Standarten der Lilien hoch emportragen, und die Royalisten zu sich rufen im Namen Gottes und des Königs, Ihres Vaters."

„Und wenn dann mein Oheim, der Graf von Provence, mich für einen Betrüger erklärt?"

„Dann müssen Sie öffentlich und feierlich vor ganz Frankreich protestiren, müssen die Beweise Ihrer Abkunft der Nation vorlegen, müssen vollgültige Zeugen aufrufen, und müssen zuletzt, wenn man Ihre Existenz anerkennen mußte, sich um Ihren Thron an das Herz der französischen Nation wenden. Glauben Sie mir aber, wenn das Herz Frankreichs zu wählen hat zwischen Ihnen und dem Grafen von Provence, so wird es diesen nicht wählen, denn der Graf hat es nie besessen, und Gott ist gerecht."

„Gott ist gerecht,“ wiederholte Louis Charles traurig. „Gott ist gerecht, und doch sind der König und die Königin von Frankreich auf der Guillotine gestorben, und ihr Bruder nennt sich König von Frankreich, während der Sohn Ludwigs des Sechszehnten sich vor ihm verbergen muß bei dem General der französischen Republik, die gegen die Freunde meiner Eltern im Felde steht.“

„Es ist wahr,“ seufzte Condé traurig, „es ist zuweilen recht schwer, die Gerechtigkeit Gottes zu erkennen, aber man muß doch immer auf sie hoffen, und zuletzt offenbart sie sich doch immer noch in ihrer Herrlichkeit. Auch für Sie wird die Stunde der Gerechtigkeit kommen. Erwarten Sie dieselbe in Standhaftigkeit und Geduld; wenn sie aber gekommen ist, so rufen Sie mich, und ich werde Ihren Ruf nicht überhören, ich werde Sie unterstützen mit meinem Zeugniß und meiner Anerkennung. Ich habe alle Documente, welche sich auf Ihre Flucht beziehen, alle Zeugnisse Derer, welche bei dieser Flucht thätig gewesen, gesammelt, und außerdem eine detaillirte Relation Ihrer, von mir veranstalteten Flucht aufgesetzt, und mit meiner Namensunterschrift und meinem Siegel versehen. Ich habe ferner die Zeugnisse der Lehrer, welche

Sie auf meinem Schlosse Chambord unterrichteten, beigefügt, und der Castellan des Schlosses hat den Tag Ihrer Ankunft dort verzeichnen und bezeugen müssen. Ich bin bereit, Ihnen diese Papiere zu übergeben, wenn Sie mir schwören wollen, daß Sie dieselben nicht mißbrauchen, sondern sie dem General Kleber übergeben wollen, damit er sie Ihnen aufbewahre."

„Ich schwöre Ihnen, daß ich das thun will," sagte der Prinz fest.

Condé reichte ihm eine kleine, eng zusammengewickelte Rolle von Papieren dar. „Hier diese Papiere enthalten Ihre Zukunft," sagte er, „und es wird hoffentlich aus diesen Papieren für Sie eine Krone erwachsen. Bis dahin möge die Republik sie Ihnen aufbewahren. Der General Kleber erwartet Sie, und sein Adjutant harrt Ihrer im Nebenzimmer. Erlauben Sie mir nun noch einen Rath: Bleiben Sie standhaft, widerstehen Sie allen Versuchern, welche Sie mit süßen Worten bethören möchten, sich zu bekennen als den König von Frankreich. Denn seien Sie überzeugt, diese Versucher sind die Emissaire Ihrer Feinde, und wenn Sie ihnen bekennen würden, daß Sie der König Ludwig der Siebenzehnte wären, so hätten Sie damit Ihr

eigenes Todesurtheil ausgesprochen. Die Kugel, welche hoffentlich den Neffen des Generals Kleber verschont, würde sicherlich das Herz von dem Neffen des Grafen von Lille treffen. Leugnen Sie also, wie Sie geleugnet haben vor dem General von Charette. Schwören Sie mir, daß Sie das Geheimniß Ihrer Abkunft treulich bewahren und es nicht eher enthüllen und veröffentlichen wollen, als bis ich Sie von dem Schwur, durch welchen ich jetzt Ihre Lippen schließe, wieder entbinde, und Ihnen sage, daß die Stunde des Handelns und der Offenbarungen gekommen ist. Schwören Sie das mir bei dem Angedenken der Treue, welche ich Ihnen bewiesen habe, und stets bereit sein werde, Ihnen auf's Neue zu bethätigen."

„Sie haben mir das Leben gerettet," sagte Louis Charles feierlich, „mein Leben also gehört Ihnen, und ich gebe es Ihnen, indem ich Ihnen bei dem Angedenken an meine theuren geliebten Eltern, bei dem Angedenken besonders an meine edle und hochherzige Mutter, die Königin Marie Antoinette, schwöre, daß ich das Geheimniß meiner Abkunft treu und vorsichtig bewahren, und mich erst dann berechtigt halten will, es öffentlich vor aller

Welt zu verkünden, wenn Sie, der Prinz von Condé, mir dazu die Erlaubniß und Ermächtigung gegeben haben."

„Ich danke Ihnen," sagte Condé, „denn ich bin jetzt beruhigt über Ihre nächste Zukunft. Der General Kleber und die französische Republik werden Sie vorläufig beschützen gegen den gefährlichen Kronprätendenten, den Grafen von Lille, und es wird, so Gott will, ein Tag kommen, an welchem Frankreich bereit ist, den Sohn seiner Könige wieder zu erheben auf den Thron, der ihm gebührt. Lassen Sie uns hoffen auf diesen Tag und seien Sie überzeugt, daß ich nichts versäumen werde, um zu helfen, daß er herbeikomme. Und nun, da wir jetzt scheiden, nun beuge ich vor Ihnen meine Kniee, mein junger König, nun erkenne ich Sie feierlich an als den Sohn meines vielgeliebten Vetters, des Königs Ludwigs des Sechszehnten, als den rechtmäßigen Erben des Thrones der Lilien. Mögen die Geister des hingemordeten Königspaares, möge Gott und das Ohr meines Königs den Schwur vernehmen, den ich jetzt aussprechen will. Ich schwöre, daß ich niemals einen andern Prinzen anerkennen will als König von Frankreich, so lange

Sie, der König Ludwig der Siebenzehnte, unter den Lebenden weilen. Ich schwöre, daß, wenn ich jemals dieses Gelübde breche und einen andern König von Frankreich anerkenne, daß Sie, Ludwig der Siebenzehnte, mich anklagen dürfen als einen Hochverräther, und mich zum Tode verurtheilen dürfen, wie es einem Hochverräther geziemt. Ich schwöre, daß ich diesem Todesurtheil mich dann unterwerfen will, ohne Widerrede und Murren. Ich schwöre dies bei dem allmächtigen Gott, und bei dem Angedenken an Ihre königlichen Eltern, deren Geister bei uns sind in dieser Stunde."

„Und ich, Prinz von Condé, ich nehme Ihren Schwur an," sagte Ludwig Carl ernst. „Ich gehe jetzt hinaus in die Verbannung, aber ich nehme Ihren Schwur mit als meine Hoffnung auf die Zukunft, und Gott wird geben, daß ich niemals nöthig habe, Sie an denselben zu erinnern, sondern daß Sie desselben in Treue gedenken werden. Leben Sie wohl! Meine Krone ruht in Ihrem Herzen."

„Und in diesen Papieren, Sire. Uebergeben Sie dieselben dem tapfern General Kleber, und er

wird Sie schützen und behüten als sein heiligstes und höchstes Gut!"

Er küßte die Hand des Prinzen, welche sich nach den Papieren ausstreckte, und beeilte sich dann, den Offizier herbeizurufen, welcher im Nebenzimmer auf den „Neffen des Generals Kleber" wartete, und keine Ahnung davon hatte, welch' eine wichtige Mission ihm übertragen worden. —

Aber der General Kleber wußte es desto besser, und obwohl er mit keinem Worte, keiner Andeutung es verrieth, fühlte Ludwig Carl doch an der sanften Freundlichkeit, dem milden Blicke, dem traurigen Lächeln, mit welchem der General seinen jungen Neffen in Mainz empfing, daß er das Geheimniß seines Lebens kenne und es zu ehren wisse. —

„In Mainz, unter der Obhut und Pflege des Generals Kleber, blieb nun sein „Neffe Louis", wie er ihn nannte, die nächste Zeit, und bald hatte der Neffe die ganze Zuneigung seines Oheims erworben, und war bei Tag und bei Nacht sein unzertrennlicher Gefährte. Sie schliefen in Einem Zimmer, sie aßen an Einem Tisch. Zu allen Paraden und militairischen Uebungen mußte der Neffe seinen Oheim begleiten, und um aus seinem Liebling einen

tüchtigen Soldaten zu bilden, machte sich der General für ihn zum Lehrer und Unteroffizier, ertheilte ihm selber Unterricht in den Kriegswissenschaften, exercirte mit ihm das Reglement und den praktischen Soldatendienst. Und sein Neffe begriff leicht und gab sich mit Feuereifer den Studien hin, denen sein theurer Oheim mit ihm oblag. Verklungen waren jetzt die Schmerzen und Kümmernisse seiner Vergangenheit, und nur die Erinnerungen seiner glücklichen Kinderzeit ruhten in verschwiegener Stille auf dem Grunde seines Herzens, wie Perlen auf dem Grunde des Meeres.

„Wann werden sie emporsteigen aus der Tiefe? Wann wird aus den Perlen der Erinnerungen sich die Krone der Zukunft zusammenfügen?"

Der Knabe fragte das wohl still in seinem Herzen, der heranwachsende Jüngling wiederholte sich wohl in verschwiegener Seele diese Frage an jedem Abend und an jedem Morgen. Aber nie sprachen seine Lippen sie aus, und nie verrieth er auch nur mit der leisesten Andeutung, daß er noch etwas Anderes sei, als der „Neffe des Generals Kleber". Als solchen kannte ihn die französische Garnison von Mainz, für Jedermann war er der Neffe seines Onkels, und Niemand dachte daran zu

fragen, ob er noch einen andern Namen führe. Er war der Neffe des edeln, tapfern und heldenmüthigen Generals Kleber, das genügte. Das war der Name, der Stand und Rang seines Neffen Louis.

XXX.

Der Baron von Richemont.

So vergingen Wochen, Monate und einige Jahre sogar, und an dem düstern Horizont von Frankreich stieg ein neues Gestirn auf, und aus dem blutbefleckten, leichengedüngten Boden der französischen Republik erwuchs ein waffengerüsteter Krieger. Ein Einziger nur! Aber Einer, vor dem bald Millionen sich beugen sollten, und der wie der Schlachtengott gebieten sollte über die Geschicke der Völker und der Fürsten.

Dieser Eine und Einzige, das war der General Bonaparte, das war derselbe junge Mann, welcher einst in den ersten blutigen Zeiten der französischen Revolution dem Sturm auf die Tuilerieen zugeschaut, und zu seinem Begleiter, dem Schauspieler Talma, sein Bedauern geäußert hatte, daß der König

nicht seinen Soldaten befahl, diese „Canaille von Volk" mit Kartätschenkugeln zu verjagen.

Jetzt war aus dem jungen Lieutenant von damals, welcher die Gastfreundschaft des Schauspielers annahm, und es sich gefallen lassen mußte, daß dieser mit ihm sein Weißbrod und sein Mittagsessen theilte, jetzt war aus dem Lieutenant Bonaparte der General Bonaparte geworden, und dieser General diente demselben Volke, welches er als Lieutenant mit Kartätschen zusammenschießen wollte. Bei der Belagerung von Toulon, bei den innern Kämpfen mit den Verschwörern gegen die Republik und den Sectionen hatte Bonaparte sich so sehr hervorgethan, hatte in dem Feldzuge in Italien von 1794 sich so sehr ausgezeichnet, daß die Augen dès französischen Gouvernements schon auf ihn gerichtet waren, und daß man es der Wittwe des Generals von Beauharnais, der schönen Josephine nicht verargen mochte, wenn sie dem jungen, außergewöhnlichen Manne ihre schöne Hand reichte, und ihn annahm zu ihrem Gemahl. Diese Heirath mit der schönen Wittwe hatte Bonaparte nicht allein das Glück der Liebe gegeben, sondern sie brachte ihm auch die Befriedigung des Ehrgeizes. Josephine war die Freundin von Barras und Tallien, den

damaligen Lenkern der französischen Republik, und ihrem Einfluß gelang es, daß der junge General Bonaparte nach Italien geschickt ward, um dort das Oberkommando über die französische Armee zu übernehmen. Ein junger General von sechsundzwanzig Jahren den Oberbefehl über eine Armee, deren vier Corps von den Generälen Massena, Augereau, Serrurier und La Harpe commandirt wurden!

Damals schrieb der Vater Junot's, des spätern Herzogs von Abrantes, an seinen Sohn, welcher auch bei der französischen Armee in Italien stand: „Wer ist denn der General Bonaparte? Wo hat er gedient? Kein Mensch weiß Etwas von ihm?"

Und Junot, welcher damals schon der treue Gefährte und der Bewunderer Bonaparte's war, antwortete seinem Vater: „Sie fragen mich, wer der General Bonaparte sei? Ich könnte antworten: um zu wissen, wer er ist, muß man Er selbst sein. Ich kann Ihnen nur sagen, daß er, so weit ich ihn zu beurtheilen vermag, einer von den Männern ist, mit denen die Natur geizt, und die sie nur von Jahrhunderten zu Jahrhunderten auf die Welt bringt."

Hätte Junot nicht seinem Vater geantwortet,

so würden es bald die Thaten des jungen Generals selber gethan haben. Bald gab es in ganz Frankreich, in ganz Italien, ja in ganz Europa keinen Menschen mehr, welcher fragen mochte: „Wer ist der General Bonaparte?“

Jedermann wußte es, sein Name war in aller Munde, die Soldaten beteten ihn an, ihn, der bei Lodi und Mailand als Sieger an ihrer Spitze gestanden, der auf der Brücke von Arcole im mörderischen Kugelregen ihnen die Fahne voran getragen. Diplomaten und Politiker bewunderten ihn, der Venedig gestürzt und das stolze, hoffärtige Oesterreich gezwungen hatte, Frieden zu machen mit der verhaßten französischen Republik, welche die Tochter des österreichischen Kaiserhauses auf das Blutgerüst geführt hatte. Die Republikaner aber und das Direktorium der französischen Republik fürchteten Bonaparte, weil sie in ihm den Feind der Republik ahnten. und seine steigende Macht und seinen wachsenden Ruhm fürchteten.

Deshalb ward der General Bonaparte nach dem mit Oesterreich geschlossenen Frieden von Campo Formio von der italienischen Armee abberufen und kehrte nach Paris zurück. Deshalb, um den gefürchteten und herrschsüchtigen jungen General, der

dem Directorium der Republik mit jedem Tage gefährlicher ward, zu entfernen und zugleich seinem thatendurstigen Geiste glänzende Beschäftigung zu geben, deshalb machte das Directorium dem General Bonaparte den Vorschlag, mit einer Armee nach Aegypten zu gehen und den Ruhm und die Siege Frankreichs hinauszutragen über das Meer nach dem fernen Orient.

Bonaparte nahm mit seinem ganzen Feuergeiste diese Idee auf, welche ihm Barras und Talleyrand so klug und fein zu insinuiren gewußt, und alle seine Zeit, seine Gedanken und seine Kräfte verwandte er nur darauf, sich auszurüsten mit Allem, was nöthig war, um einen langen und hartnäckigen Krieg im fremden Lande siegreich zu Ende zu führen.

Eine glänzende und starke Flotte ward ausgerüstet und als Befehlshaber der vielen Tausende, die unter Bonaparte's Oberkommando nach Aegypten ziehen sollten, berief Bonaparte die kriegsgewandtesten, tapfersten und berühmtesten Commandeurs der französischen Armee.

Es konnte nicht fehlen, daß unter diesen als einer der Ersten und Hervorragensten auch der

General Kleber sich befand, und natürlich begleitete diesen sein junger Adjutant und Neffe Louis.

Am neunzehnten Mai 1798 verließ die französische Flotte den Hafen von Toulan und segelte hinaus auf das Weltmeer, um nach dem Orient zu gehen, denn, wie Bonaparte sagte, „nur im Orient giebt es große Reiche und große Speculationen, im Orient, wo sechshundert Millionen Menschen leben."

Aber diese sechshundert Millionen haben keine Armee, wie die französische es ist, keinen Oberfeldherrn, wie Bonaparte, keine Generäle, wie Murat, Junot, Desaix, und vor allen Dingen wie Kleber!

Kleber war der Nächstkommandirende unter Bonaparte, er theilte seine Gefahren, er theilte seine Siege, und mit ihm theilte sie sein Neffe Louis, dieser junge Mensch von vierzehn Jahren, den man nach seiner hohen, schlanken Gestalt, nach dem Ernst und der Verständigkeit seines Wesens mindestens für einen Jüngling von achtzehn Jahren hielt, und der, in der Schule des Unglücks erwachsen, zu jenen früh gereiften Naturen gehörte, welche das Schicksal gepanzert und gestählt hat, damit sie dem Unheil fort und fort als muthige Kämpfer gegenüber treten können.

Es war am Morgen des zweiten Juli. Die französische Armee war ausgeschifft und stand unfern von Alexandrien auf dem alten heiligen Boden von Aegypten.

Es mußte schnell gehandelt werden, denn Nelson war mit einer Flotte im Anzug, bereit, mit den Franzosen zu kämpfen um den Besitz Alexandriens. Hatte man die Stadt nicht erobert vor der Ankunft der englischen Flotte, so war der Sieg zweifelhaft. Bonaparte wußte das wohl. „Das Glück giebt mir höchstens drei Tage Zeit," rief er, „wenn ich sie nicht benutze, sind wir verloren!"

Aber er benutzte sie! In furchtbarer Schnelle ward die Ausschiffung der Truppen vollbracht, in furchtbarer Schnelle ordnete sich auf ägyptischem Boden die französische Armee in drei Divisionen unter den Anführern Morand, Bon und Kleber. Ihnen Allen voran Der, in dessen Haupte das Riesenunternehmen erdacht, Der, welcher mit seinem Heldengeist das Ganze leitete! Ihnen Allen voran der Oberbefehlshaber Bonaparte.

Nachdem er die ganze Armee inspicirt, jedem Befehlshaber seine Ordre gegeben, ritt er, begleitet von seinem Generalstabe, den Hügel hinauf nach der

Säule des Pompejus, um von dort aus den Gang der Dinge zu beobachten. Die Armee rückte im Sturmschritt vor, und bald mußte die von Alexander dem Großen erbauete Stadt ihre Thore seinem Nachfolger, Bonaparte dem Großen, öffnen.

Weiter ging es nach kurzer Rast, weiter hinein in das Land der Pyramiden. „Erinnert Euch," rief Bonaparte seinen Soldaten zu, indem er auf diese Riesendenkmäler zeigte, „erinnert Euch, daß vierzig Jahrhunderte von jenen Pyramiden auf Euch herabschauen."

Und die Pyramiden der großen Ebene vor Kairo sahen die glorreichen Thaten und die Siege der französischen Armee, sie sahen den Untergang des ägyptischen Heeres. Der Nil murmelte mit seinen blutig roth gefärbten Wogen dem tapfern Mameluckenheer das Todtenlied, und die vierzig Jahrhunderte, welche mit Alexanders Geiste herniederschaueten von den Pyramiden, wurden ausgelöscht von dem glorreichen Siege, welchen Bonaparte am Ufer des Nils, am Fuße der heiligen Denkmäler errang.

Eine neue Zeit sollte beginnen. Die alte Zeit war begraben für Aegypten, und aus den Trümmern vergangener Jahrhunderte sollte ein neues

Aegypten wieder geboren werden, ein Aegypten, welches Frankreich dienstbar war, und ihm in Gehorsam sich unterordnete als Vasall.

Das war Bonaparte's Plan, und er that Alles, um denselben zur Ausführung zu bringen. Er zog von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg, und nachdem er Aegypten erobert, und in Kairo seine Residenz genommen, begann er sofort das neu eroberte Land zu organisiren, und dem in Trägheit verkommenen Morgenlande die Cultur des geistesregen Abendlandes zuzuführen. Aber Aegypten wollte aus der Hand seines Besiegers die Schätze der Cultur nicht annehmen, es bäumte sich immer wieder auf gegen die blutige Hand, die es niederdrückte, es erhob sich immer wieder in flammendem Rachegefühle gegen den verhaßten Feind. Beweis davon war der furchtbare Aufstand in Kairo, der in der Nacht des zwanzigsten Oktober begann und nach tagelangem Wüthen mit der grausamen Niedermetzelung von sechstausend Mamelucken endete. Beweis davon waren die immer wieder sich erneuernden Angriffe der Schwärme von Beduinen und Mamelucken auf die französische Armee. Diese Schwärme wagten sich sogar heran bis vor die Thore von Kairo und alarmirten immer wieder die

Bevölkerung, welche sich endlich unter den Fuß des Siegers geschmiegt hatte. Aber es gelang Bonaparte, auch die gefährlichen Stämme der Beduinen zu unterwerfen, wie er die Bevölkerung der Städte unterworfen hatte. Er schickte einen seiner Adjutanten, den General Croisier, mit einem Corps tapferer Soldaten hinaus in die Wüste, um den gefährlichen Kriegerstamm Emir zu bekämpfen, und Croisier machte dem Befehle seines Generals Ehre. Es gelang ihm, den ganzen Stamm zu umzingeln, und gefangen zu nehmen. Ein furchtbares Strafgericht begann nun. Vor den Augen ihrer Weiber, ihrer Kinder, ihrer Mütter, wurden alle Männer des Stammes, mehr als fünfhundert an der Zahl, hingerichtet und ihre Köpfe in Säcke eingepackt. Die heulenden und wehklagenden Frauen und Kinder trieb man nach Kairo. Viele verschmachteten unterwegs, oder starben unter den Säbelhieben ihrer Feinde, aber mehr als Tausend gelang es doch bis nach Kairo zu bringen. Sie mußten lagern auf dem großen Platze El Bekir mitten in Kairo, bis dort die Esel anlangten, welche die schreckliche Beute des Sieges auf ihren Rücken trugen in den bluttriefenden Säcken. Die ganze Bevölkerung von Kairo ward entboten auf den Riesenplatz El Bekir,

und sie mußte schauen, wie die Säcke geöffnet wurden, und die blutigen Köpfe der Ueberwundenen herniederrollten auf Aegyptens heilige Erde. —

Von nun an herrschte eine Zeitlang Ruhe; der Schrecken hatte die Besiegten gelähmt und unterjocht, und Bonaparte konnte seinen Siegeslauf fortsetzen. Er zog nach Syrien und mit ihm zog Kleber, und mit Kleber zog sein junger Adjutant, sein Neffe Louis. Er sah die Schrecken und die Gräuel des Krieges, er war dabei, der Sohn der Könige von Frankreich, als das Heer der Republik die Städte in Syrien El Arisch und Gaza eroberte, er nahm an der Seite Klebers Theil an der Erstürmung von Jaffa. Er war dabei, als das besiegte Jaffa den Eroberern seine Thore öffnen mußte; er war auch dabei, der Sohn der Könige, als in der großen Karavanserei viertausend türkische Soldaten ihre Waffen streckten, und sich als Gefangene unterwarfen, nachdem man ihnen versprochen, daß man ihnen das Leben schenken wolle.

Er war auch dabei, der Sohn Marie Antoinette's, als man die Unglücklichen hinaustrieb an die Gestade des Meeres und sie erschoß, um ihrer los und ledig zu werden!

Er war auch dabei, der Sohn Ludwigs des

Sechszehnten, als Bonaparte in den Pest-Lazarethen in Jaffa seinen Besuch machte. Er schritt durch die Krankensäle dahin an der Seite seines Oheims Kleber, und dieser sah, wie das Antlitz des Jünglings, der so oft an seiner Seite dem Tod auf dem Schlachtfeld und im Sturm der Belagerung ruhig in's Auge geschaut, wie dieses Antlitz jetzt zuckte, und Todesbleiche seine Wangen überzog.

„Was war Dir, mein Sohn?“ fragte Kleber, als er nach diesem berühmten Besuche der Pestkranken mit seinem jungen Adjutanten in seine Wohnung zurückkehrte. „Warum erbleichtest Du auf einmal, Louis?“

„General,“ erwiederte Louis verlegen, „ich weiß es nicht zu sagen.“

„Du hättest nicht mit in das Spital gehen sollen,“ sagte Kleber kopfschüttelnd. „Du weißt, ich wollte es Dir Anfangs nicht erlauben, aber Du bestandest darauf, und batest, und flehtest so lange, bis ich Dir endlich erlauben mußte, uns in das Spital zu begleiten. Aber doch, ich gestehe es selbst, es war ein furchtbarer Anblick, diese Kranken zu sehen mit den verschwollenen, von Blut und Eiter und Geschwüren übergossenen Körpern. Ich begreife es jetzt, mein Sohn, weshalb Du zittertest und er-

blaßtest. Du hattest Furcht vor dieser scheußlichen Krankheit!"

„Nein, General," erwiederte Louis sanft, „nein, ich hatte keine Furcht. Haben Sie nicht gesehen, daß ich herbeisprang, und dem Ober-General Bonaparte half, als er den armen Pestkranken aufhob, der vor der Thüre des Krankensaales am Boden lag, und daß ich denselben mit ihm in den Saal getragen habe?"

„Ich habe es gesehen, Louis, und ich habe mich Deines Muthes gefreut, und deshalb überraschte es mich, daß Du nachher bleich wurdest und zittertest, und daß ich Thränen in Deinen Augen sah. Was erschütterte Dich auf einmal so sehr? Sage es mir, mein Sohn?"

Der junge Mann hob langsam den gesenkten Blick empor und schaute Kleber mit seinen großen, blauen Augen lange an. „General," sagte er leise, „ich weiß es selber nicht, was mich so sehr erschütterte. Wir standen Beide gerade vor dem Bett eines Kranken, dem ich, was er so sehr erflehte, dem ich einen Krug mit Wasser gereicht hatte. Er heftete seine großen Augen auf mich, und seine schmerzzuckenden Lippen murmelten: „Gott segne Dich! Alle Heiligen und alle Engel mögen Dich be-

schützen.“ Wie er die Worte sprach, da klangen sie in meinem Herzen wieder, als wären sie nur das Echo einer längst verklungenen Zeit. Es war mir, als thäte sich in mir plötzlich ein dunkler Vorhang auseinander, und ich schauete wie im Traum ein wunderbares, glänzendes Bild. Ich sah eine schöne, erhabene Frau von königlicher Gestalt, von edlem, hoheitsvollem Wesen. Ich sah neben ihr zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, die sie an der Hand führte, und mit denen sie dahin schritt durch einen langen Saal, welcher auch in langen Reihen mit Betten angefüllt war. Und wie diese Frau mit den beiden Kindern an der Hand durch die Reihen der Betten dahin schritt, da war es, als leuchte die Sonne auf in dem düstern, traurigen Saal, und überstrahlte die bleichen Gesichter der Kranken. Sie richteten sich auf in ihren Betten, und streckten ihre bleichen, abgezehrten Hände aus nach der hohen Frau, welche strahlend von Milde und Güte ihnen lächelte, und dankten ihr mit heißen Segensworten für ihren Besuch und ihre tröstenden Worte. Nur Eine von den Kranken hatte sich nicht erhoben, sondern lag steif auf ihrem Bett ausgestreckt, und ächzte und klagte, und flüsterte unverständliche Worte, auf die Niemand achtete, weil die Aufmerksamkeit

Aller auf den hohen Besuch gerichtet war. Der Knabe aber, welcher neben der hohen Frau ging, der hatte das Aechzen der Kranken verstanden, und er machte sich los von seiner Mutter, nahm den Krug, der auf dem Tischchen zwischen den beiden Betten stand, füllte aus demselben ein Glas mit Wasser, und hielt dies der Kranken an die lechzenden, zitternden Lippen. Sie trank mit gierigen Zügen, und dann hefteten sich ihre brechenden Augen auf den Knaben, und ihr sterbender Mund lispelte: „Gott segne Dich! Alle Heiligen und alle Engel mögen Dich beschützen!" Und die Kranken alle wiederholten es laut: „Gott segne Dich! Alle Engel und alle Heiligen mögen Dich beschützen!" Die hohe Frau aber mit einem himmlischen Lächeln neigte sich nieder zu dem Knaben, drückte einen zärtlichen Kuß auf seine goldigen Locken und wiederholte mit lauter Stimme: „Gott segne Dich! Alle Engel und alle Heiligen mögen Dich beschützen!" — Dies, mein General, war das Traumbild, welches plötzlich vor meinen innern Augen erschien, als der Pestkranke heute jene Worte sprach. Es war mir, als vernähme ich auf einmal ein längst verklungenes Heimathslied, ich hörte die wundervolle Stimme der erhabenen Frau, welche damals jene Worte sprach,

es war mir, als fühlte ich den Kuß, den sie damals auf das Haupt des fünfjährigen Knaben gedrückt, fühlte ihn tief bis in mein innerstes Herz hinein, und er glühte dort und brannte als das Siegel unsterblicher Liebe, und mein ganzes Wesen erschauerte, und meine Augen füllten sich mit Thränen. Sie werden mich darum nicht schelten, General, denn es waren die Lippen meiner Mutter, welche jenen Segenskuß auf das Haupt ihres unglücklichen Sohnes preßten, und diese Mutter —"

Er stockte, Thränen erstickten seine Stimme, und als schäme er sich seiner tiefen Rührung, verhüllte er mit beiden Händen sich das erglühte Angesicht.

Auch General Kleber wandte sich ab und fuhr sich mit der Hand über die Augen, die auf einmal wie von einem Nebel überdüstert waren. Dann, nach einer langen Pause, legte er sanft seine Hand auf die Schulter des Jünglings, der noch immer verhüllten Angesichts da stand.

„Solche Erinnerungen sind heilig," sagte er, „und ich ehre solche Erinnerungen, mein theurer, vielgetreuer Sohn. Möge der Segenswunsch, welcher damals von den Lippen einer Frau, die auch ich gekannt und verehrt habe, deren Name aber nie zwischen uns genannt werden darf, möge er an

Ihnen zur Erfüllung gehen! Mögen alle Engel und alle Heiligen Sie auch dann beschützen, wenn Menschen es nicht mehr vermögen, wenn das Schicksal Sie trennt von Denen, welche Ihnen Ihre Liebe und Ihre Treue gewidmet haben."

Der Jüngling ließ die Hände von seinem Antlitz gleiten und blickte mit erschrockener, fragender Miene den General an.

„Wie meinen Sie das, Oheim? Sie wollen doch nicht sagen, daß —"

„Daß wir uns trennen müssen? Ja, mein theurer Neffe, das will ich sagen," unterbrach ihn Kleber traurig. „Dieses Wort brennt schon lange auf meiner Seele, und es ist nothwendig, daß ich es Ihnen sage. Ja, wir müssen uns trennen, Louis!"

„Warum, ach mein Gott, warum?" sagte Louis schmerzlich. „Warum wollen auch Sie mich verstoßen, Sie, der einzige Mensch, der mich ein wenig liebt?"

„Gerade, weil ich Sie liebe, mein Sohn, gerade darum muß ich mich von Ihnen trennen. Sie haben, seit wir in Aegypten sind, gekränkelt, Ihre Wangen sind bleich geworden, die Fülle Ihrer Glieder ist geschwunden, und der trockene und harte

Husten, der Sie jeden Morgen heimsucht, hat mich, wie Sie wissen, schon lange geängstigt. Ich habe deshalb, nachdem alle Mittel meines Arztes vergeblich waren, mich, wie Sie wissen, an den Arzt des Obergenerals, an Corvisart, gewandt, und der hat Sie einer genauen und gründlichen Untersuchung unterworfen."

„Es ist wahr," sagte Louis sinnend, „er hat mich untersucht mit der Genauigkeit eines Kaufmanns, der sich einen Sclaven erkaufen und seine Tüchtigkeit prüfen will. Er hat aus seiner Hand ein Hörrohr gemacht, das er auf meine Brust legte, und an dem er horchte, während ich athmen mußte, als wäre ich ein Vulcan. Er hat sein Ohr auf mein Herz gelegt, und während er das that, mir erzählt, daß sein Vater Leibarzt am französischen Hofe gewesen, und die hingemordete Königin viel Vertrauen zu ihrem Arzte gehabt habe. Und da wunderte er sich, daß mein Herz so heftig klopfte bei seiner Erzählung."

„Und das Resultat aller dieser Untersuchungen ist, daß Sie nach Europa zurückkehren müssen, Louis," sagte Kleber traurig. „Corvisart hat es als unumgänglich nothwendig für Ihre Constitution erklärt, und dem Gebote des Arztes muß gehorcht

werden, als wäre es ein Gebot Gottes. Sie können das Klima von Aegypten nicht vertragen, so lautet Corvisarts Ausspruch, wenn man Ihr Leben nicht verkürzen, Sie nicht ewigem Siechthum Preis geben will, so müssen Sie so rasch als möglich nach Europa zurückkehren, denn nur dort werden Sie genesen und erstarken, und Gesundheit und Kraft wieder erlangen. Sie sehen also ein, Louis, daß ich mich von Ihnen trennen muß, obwohl es ein tiefer Schmerz für mich ist, denn ich liebe Sie wie meinen eigenen Sohn, und ich habe Niemand auf der Welt, der mir nahe steht."

„Und ich, wen habe ich sonst auf der Welt?" fragte Louis schmerzlich. „Wer steht mir nahe, wer nimmt Theil an mir, außer Ihnen! Ach, mein General, stoßen Sie mich nicht von sich! Glauben Sie mir, es ist schöner und besser für mich, wenn ich ein paar kurze und glückliche Jahre an Ihrer Seite lebe und dann an Ihrem treuen und zärtlichen Herzen meinen letzten Seufzer aushauche, besser, als wenn ich einsam und freundlos in die fremde, kalte Welt hinauswandern muß, wo mich Niemand liebt, wo ich immer umgeben sein werde von Feinden oder von Gleichgültigen. Es mag sein, daß mein Körper in der Luft Europa's

Genesung und Stärke findet, aber mein Herz wird dort immer krank sein, denn es hat seine Heimath verloren, wenn es Sie verloren hat, mein väterlicher Freund."

General Kleber schüttelte langsam sein Haupt. „In der Jugend verschmerzt und vergißt man leicht," sagte er.

„General, Sie sagen das mir, und Sie haben mich weinen sehen im Pestsaal, weil das Wort eines Sterbenden mir die Erinnerung frühester Jugendzeit zurückrief? O, glauben Sie mir, mein Herz vergißt und verschmerzt nie, und wenn ich heimkehren muß nach Frankreich, nach Paris, so wird es für mich sein, als müßte ich immer die Leidensstationen des Kalvarienberges mit blutenden Füßen und zerschlagener Brust hinaufwandern, um auf der Höhe anzulangen, wo man mich an das Kreuz schlagen wird. Denn, glauben Sie mir, General, mein ganzes Leben wird nichts sein, als ein Durchwandeln der Leidensstationen, wenn Sie mich hinaustreiben aus dem Asyl, welches Ihre Liebe mir gewährte. Lassen Sie mich hier! Lassen Sie mich in Verborgenheit und Stille leben unter den Fittichen Ihrer Liebe, und glauben Sie nicht, was Ihnen die Aerzte sagen. Das Leben der

Menschen liegt in der Hand Gottes, und wenn er es erhalten will, ist es in der Wüste Aegyptens so gesichert, wie in Paris, wie in der Hauptstadt der Welt!"

„Weil Gott Ihr Leben erhalten will, Louis, gerade deshalb mahnt er mich durch die Stimme des Arztes an das, was meine Pflicht ist, mahnt mich, meinen eigenen Schmerz zu überwinden und den Sohn meines Herzens hinzugeben an die ferne Heimath. Nein, Louis, es ist eine beschlossene Sache, wir müssen uns trennen, Sie müssen nach Frankreich zurückkehren."

„Und wenn es denn wahr ist," fragte Louis schmerzlich, „wenn ich denn wirklich nach Frankreich zurückkehren soll, warum müssen wir uns denn trennen? Warum muß ich denn ohne Sie nach Frankreich zurückkehren? Warum, wenn Sie mich wirklich lieben, warum begleiten Sie mich nicht? Es sollen ja doch, wie ich Sie gestern sagen hörte, mehrere Schiffe mit einem Theil unserer Truppen nach Frankreich zurückkehren? Warum können Sie also nicht mit mir gehen?"

„Warum?" fragte Kleber traurig. „Ich will es Ihnen sagen, Louis: Weil Bonaparte es nicht erlauben wird. Hören Sie mich, mein Sohn, ich

will Ihnen jetzt ein Geheimniß mittheilen: Es sind vor einigen Tagen Nachrichten aus Europa eingetroffen, die ersten Nachrichten und Zeitungen, welche wir seit zehn Monaten erhalten haben. Diese Zeitungen sind sehr schlimmer Art, sie künden uns, daß alle von Frankreich in Italien gemachten Eroberungen wieder verloren sind, daß Frankreich mit Oesterreich, mit Spanien, mit allen europäischen Mächten in Krieg und Fehde steht, daß das französische Gouvernement im Innern bedroht ist von den Fractionen, welche die Blutherrschaft der Guillotine wieder zurückrufen möchten. Ich habe Bonaparte's Antlitz beobachtet, während er diese Nachrichten erhielt, und ich habe in demselben gelesen, was er entschlossen ist zu thun. Er wird, sobald er noch einen großen Sieg erfochten, Aegypten verlassen und nach Frankreich zurückkehren."

„Er wird nicht dahin zurückkehren ohne Sie, den bewährtesten, den tapfersten seiner Generäle. Sie wissen es wohl, man nennt Sie die rechte Hand Bonaparte's, man sagt, Bonaparte sei der Kopf der französischen Armee, General Kleber aber sei seine rechte Hand."

„Bonaparte wird der Welt beweisen wollen," rief Kleber, „daß er nicht blos der Kopf, sondern

auch der rechte Arm, das Herz, der Fuß, die Seele der französischen Armee sei! Und weil er dies beweisen will, wird er allein nach Frankreich zurückkehren, nur wenige seiner getreuen Untergebenen werden ihn begleiten dürfen, die Männer, die ihm jemals opponiren könnten, die etwa seinem Ehrgeiz, seiner Herrschsucht Hemmnisse in den Weg legen möchten, die werden hier zurückbleiben. Glauben Sie nun, daß Bonaparte mich zu seinem Begleiter wählen wird?"

Der junge Mann senkte traurig sein Haupt auf seine Brust. „Nein," sagte er leise, „nein, ich glaube es nicht."

„Und ich weiß es gewiß," rief Kleber. „Ich werde hier in Aegypten zurückbleiben, und ich werde hier sterben! Still! Widersprechen Sie mir nicht, es giebt Vorahnungen, welche uns nicht täuschen, und die Gott uns sendet, damit wir uns darnach richten und unser Haus bestellen sollen. Mein Haus ist bestellt, mein Testament ist gemacht, ich habe es Bonaparte übergeben, und er hat mir feierlich geschworen, daß dasselbe in allen Punkten getreulich ausgeführt werden soll. Es bleibt mir nur noch übrig, für Ihre nächste Zukunft zu sorgen

und Bedacht darauf zu nehmen, daß Sie nach Frankreich zurückkehren."

„Sie bleiben dabei?" fragte Louis traurig.

„Ja, junger Mann, ich bleibe dabei, Sie dürfen sich Ihrer Zukunft nicht entziehen, und diese wird, so Gott will, eine glänzende sein. Alle Anzeichen bürgen dafür, daß Frankreich anfängt, der Republik überdrüssig zu werden, daß es vielleicht bald bereit ist, den Thron der Lilien wieder aufzurichten. Junger Mann, soll dieser wieder aufgerichtete Thron Demjenigen zufallen, welcher einst zu dem Sturze desselben soviel beigetragen, welcher der Verleumder, der Ankläger, der heimtückische Todfeind der Königin Marie Antoinette gewesen? Wollen Sie, daß der Graf von Provence König von Frankreich werde?"

„Nein, niemals darf das geschehen," rief Ludwig mit blitzenden Augen, mit aufflammendem Angesicht. „Niemals kann das sein, denn damit der Bruder Ludwigs des Sechszehnten als Ludwig der Achtzehnte den Thron bestiege, müßte sein legitimer Vorgänger, müßte Ludwig der Siebenzehnte gestorben sein!"

„Er ist gestorben, und das französische Gouvernement hat in den Acten des Stadthauses den

von den Aerzten und den Beamten des Temple beglaubigten Todtenschein von Louis Charles Capet, dem Sohne Ludwigs des Sechszehnten. Mein Sohn, damit der Graf von Provence diesen Todtenschein nicht als rechtsgültig anerkenne, müssen Sie bereit sein, ihm und der Welt andere Papiere und Zeugnisse entgegenzustellen, um ihm zu beweisen, daß Ludwig der Siebenzehnte nicht gestorben ist. Es ist dies ein heiliges Opfer der Rache, welches Sie den Manen der unglücklichen Königin Marie Antoinette darbringen müßten, selbst wenn es sich nicht dabei um einen Thron und eine Königskrone handelte!"

„Sie haben Recht," rief Louis begeistert, „mein ganzes Leben soll diesem heiligen Dienste der Rache geweiht sein, und keinen andern Zweck und Inhalt soll es haben, als diesen: Marie Antoinette zu rächen an dem grausamsten ihrer Feinde, dem Grafen von Provence, und den Sohn, welchen Sie nach dem Tode ihres Gemahls begrüßt hat als den König von Frankreich, diesen Sohn wieder zu erheben auf den Thron, welcher ihm gehört, und den er dem Grafen von Provence nicht überlassen will und darf! Sie haben Recht, General, ich muß nach Europa zurückkehren, ich muß Frank-

reich die Papiere bringen, welche ihm beweisen sollen, daß Ludwig der Siebenzehnte nicht im Temple gestorben, sondern daß er gerettet worden ist! Ich bin bereit zu gehen, und den Schmerz der Trennung von Ihnen auf mich zu nehmen."

„Möge Gott geben, daß wir Beide für diesen Schmerz entschädigt werden, mein Sohn," erwiderte Kleber, indem er den jungen Mann zärtlich in seine Arme schloß. „Es bleiben uns noch einige Wochen des Zusammenseins. Benutzen wir dieselben, um uns aus ihnen heitere und schöne Erinnerungen genußvoller Stunden zu bewahren. Bonaparte wird Aegypten nicht eher verlassen, bevor er seinem Ruhm eine glänzende Waffenthat hinzugefügt hat. Denn nicht als Besiegter, sondern in der Glorie des Sieges wird er zurückkehren wollen nach Frankreich!" — —

General Kleber hatte Recht gehabt. Er kannte Bonaparte hinlänglich, um auf seinem Angesichte lesen zu können, er verstand die stumme Sprache dieses ehernen Angesichtes des wieder lebendig gewordenen Cäsars.

Es bedurfte für Bonaparte eines großen Sieges, um mit Ehren und Ruhm nach Europa zurückkehren zu dürfen. Er feierte diesen Sieg, indem er bei

Abukir den vereinten Türken und Engländern eine entscheidende Schlacht abgewann, eine Schlacht, welche zu den glorreichsten und ruhmvollsten gehörte, welche Bonaparte noch gewonnen. Achttausend Gefangene waren die Beute dieses einundzwanzigsten Juli 1799. Viertausend Todte lagen auf dem Schlachtfeld, und eben so viele Todte waren von den eroberten oder in den Grund gebohrten Schiffen der Engländer hinabgesunken in das Meer, dessen Wogen noch am andern Tage mit blutrothem Schaum an das Ufer rollten.

Bonaparte selber hatte die ganze Schlacht geleitet, Bonaparte hatte den Sieg persönlich entschieden, indem er an der Spitze eines Reiter-Regiments im Moment, da die Schlacht zu schwanken begann, dem türkischen Pascha entgegen ging und durch sein muthvolles Beispiel die wankenden Regimenter begeisterte zu neuem muthvollen Vordringen. Selbst General Kleber konnte dem Helden von Abukir seine Bewunderung nicht versagen, und als er, nachdem der Sieg entschieden war, Bonaparte auf dem Siegesfelde begegnete, da schloß er ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit in seine Arme. „General,“ rief er begeistert, „Sie sind so groß

wie die Welt, aber die Welt ist nicht groß genug für Sie! *)

Der Sieg, dessen Bonaparte bedurfte, war also gewonnen, und Bonaparte konnte nun mit Ehren nach Frankreich zurückkehren! Heimlich ließ er Alles zur Abreise vorbereiten, heimlich ließ er zwei Schiffe ausrüsten, welche ihn und seine Begleiter nach Europa zurücktragen sollten. Die Armee durfte erst nach seiner Abfahrt von seiner Entfernung erfahren, aber so sehr man auch das Geheimniß zu bewahren wußte, so gab es doch einige Wenige, denen man es mittheilen mußte, und zu diesen Wenigen gehörte glücklicher Weise der General Kleber. Denn ihn hatte Bonaparte sich zu seinem Nachfolger erwählt, Kleber sollte den Oberbefehl über die ganze französische Armee in Aegypten übernehmen, deshalb mußte Bonaparte ihn wohl von seiner nahe bevorstehenden Abreise in Kenntniß setzen. An demselben Tage, an welchem dies geschehen, begab sich Kleber zum General Desaix, der sein genauer Freund war, und von dem er wußte, daß er zu den Begleitern Bonaparte's gehören und mit diesem nach Frankreich zurückkehren

*) Denon, Mémoires. Vol. I. p. 349.

würde. Die beiden Generäle hatten eine lange geheime Unterredung mit einander, und am Ende derselben gingen sie Beide in die Wohnung Kleber's, und in das Gemach seines Adjutanten Louis. Der General Desaix neigte sich tief und ehrfurchtsvoll vor dem jungen Manne, der ihm erröthend und gleichsam beschämt von den Huldigungen, die ein so berühmter General ihm darbrachte, seine Hand reichte. Desaix drückte auf diese Hand einen Kuß, und aus seinen Augen, welche selten geweint, fiel eine Thräne nieder auf die Hand des Jünglings.

„Aber, mein General," rief Louis ganz erschrocken, „was thun Sie?"

„Ich huldige dem Unglück und der Vergangenheit," sagte Desaix feierlich, „und diese Thräne, welche ich auf Ihre Hand geweint, sie ist das Siegel meiner Treue und Verschwiegenheit für die Zukunft. Junger Mann, ich schwöre Ihnen, Ihr Geheimniß in meiner Brust zu tragen wie einen heiligen Schatz, und mit meinem Leben und mit meinem Herzblut die Papiere zu vertheidigen, welche Ihr Oheim, der General Kleber, mir heute anvertraut hat. Ich bin der Soldat der Republik, ich habe dieser Treue geschworen, und muß und

will sie ihr halten. Ich kann mich nicht zum Parteigänger machen, aber ich werde stets der Beschützer des Unglücks, und der Helfer in unverschuldeter Noth sein. Darauf verlassen Sie sich, und nehmen Sie mich an zu Ihrem Freund."

„Ich nehme Sie an, General," sagte Louis sanft, „und wenn ich Ihnen auch nicht versprechen kann, daß ich Sie ebenso zärtlich lieben werde, wie meinen Oheim, den General Kleber, der zugleich mein Vater, mein Lehrer und mein Beschützer war, und dem ich Alles verdanke, was ich jetzt bin, so kann ich doch versprechen, daß ich nach ihm Niemand so sehr lieben werde, als Sie, mein General, und daß Niemand da ist, und Niemand mich in Europa erwartet, der Ihnen meine Liebe streitig machen könnte. Ich bin sehr arm an Liebe, und doch fühle ich, daß mein Herz reich ist an Liebe, die indessen Niemand will und begehrt."

„Bewahren Sie sich diesen Reichthum, mein Sohn," sagte Kleber, indem er zum Abschied und zum Segen seine Hand auf das Haupt des jungen Mannes legte. „Bewahren Sie sich ein weiches, liebendes Herz, denn es mag einst, wenn das Schicksal gerecht ist, einem ganzen Volke zu Gute kommen, und das Herz des Menschen muß dann

die Versöhnung herbeiführen zwischen diesem Volk und seinem König! Leben Sie wohl, mein Sohn, wir sehen uns heute zum letzten Mal, denn Sie werden in dieser Stunde noch mit Desaix aufbrechen, und hinunter gehen an das Meer. Es kann sein daß in dieser letzten Nacht noch die Abfahrt stattfindet, und es ist so gut! Eine rasche und unvermuthete Trennung kürzt auch die Schmerzen des Scheidens ab. Sie werden sie bald überwunden haben, und wenn Sie wieder in Paris sind, wird die Vergangenheit hinter Ihnen hinabsinken in das Meer."

„Niemals, oh niemals," rief Louis bewegt. „Ich werde niemals meinen Wohlthäter, meinen zweiten Vater vergessen!"

„Mein Sohn, es vergißt sich leicht in Paris, und besonders wenn man dorthin geht, um aus den Trümmern der Vergangenheit sich eine neue Zukunft aufzurichten! Ich aber werde Sie nie vergessen, und wenn meine Ahnung mich nicht trügt, und wenn ich bald sterbe, so werden Sie noch nach meinem Tode erfahren, daß ich Sie geliebt habe, als meinen Sohn! Gehen Sie nun, und ich sage zu Ihnen, wie es einst ein geliebter theurer Mund gesagt, und wie es Ihnen die Kranken

und Sterbenden wiederholt haben: „Gott segne Dich! Alle Engel und alle Heiligen mögen Dich beschützen!“

Sie hielten sich noch einmal fest umschlungen, dann schieden sie, — um sich nimmer wieder zu sehen. —

In dieser Nacht, bevor der Morgen zu dämmern begann, reiste der General Desaix ab, begleitet von seinem General-Adjutanten Louis und einigen wenigen Dienern. Er begab sich nach Alexandrien, wohin der Befehl des Generals Bonaparte ihn und eine kleine Schaar anderer Getreuer berufen.

Noch immer war die bevorstehende Abreise des Ober-Generals ein sorgsam gepflegtes Geheimniß, und der Divan in Kairo war nur benachrichtigt worden, daß Bonaparte einige kleine Reisen im Delta unternehmen wolle.

Am dreiundzwanzigsten August 1799, eine Stunde nach Mitternacht, verließen zwei französische Fregatten den Hafen von Alexandrien.

Auf einer dieser Fregatten befand sich Bonaparte, der Kaiser der Zukunft. Auf der zweiten befand sich Louis Charles, der König der Vergangenheit.

Als ein Namenloser, ein Unbekannter, ein Heimathloser kehrte der sechszehnjährige Sohn der

Könige nach Frankreich zurück, nach Frankreich, das sich nicht mehr seiner Vergangenheit und seiner Könige zu erinnern schien, sondern nur noch Bewunderung, Liebe und Enthusiasmus hatte für das neue, glänzende Gestirn, welches über Frankreich aufgegangen war, für Bonaparte.

Er war heimgekehrt aus Aegypten, um Italien, welches verloren war, wieder zu erobern, aber er fand doch in Paris noch andere Arbeit, und er vollbrachte sie mit der Energie und Kühnheit, welche alle seine Handlungen charakterisirte.

Er machte durch einen kühnen Staatsstreich der bisherigen Verfassung ein Ende, entkleidete den Convent und den Rath der Fünfhundert seiner Macht, und gab der französischen Republik eine neue Verfassung, indem er drei Consuln an ihre Spitze stellte, Sièyes, Roger Ducos, und sich selber, Bonaparte.

Aber auch die drei Consuln sollten nur ein Uebergang sein, nur ein Schritt vorwärts auf dem Siegeslaufe Bonaparte's. Schon noch wenigen Wochen wurden sie beseitigt, und Bonaparte trat nun als Erster Consul an die Spitze Frankreichs.

Am fünfundzwanzigsten December 1799 begrüßte Frankreich den Obergeneral Bonaparte als den

Ersten Consul der französischen Republik. Ein neues Jahrhundert brach an, und mit dem Beginn dieses neuen Jahrhunderts öffneten sich die Pforten der Tuilerieen des verödeten Palastes der Könige, einem neuen Herrscher.

Bonaparte, der Erste Consul, schlug seinen Wohnsitz auf in den Tuilerieen, und als der Frühling kam, der erste Frühling des neuen Jahrhunderts, da begab sich der Consul mit seiner Gemahlin Josephine hinaus nach St. Cloud in die Sommer-Residenz. Der Park der Königin Marie Antoinette war von der französischen Nation dem ersten Consul zum Geschenk dargebracht worden, und in den Gemächern, in welchen einst die Königin mit ihrem Sohne Louis Charles und ihrer Tochter Therese geweilt, da wohnte jetzt Josephine mit ihrem Sohn Eugen und ihrer Tochter Hortense.

„Ich wollte, ich wäre in Aegypten geblieben," seufzte Louis Charles oft, wenn er in der Stille und Einsamkeit seines Gemaches sich seinen Erinnerungen, seinen Träumen hingab. „Es wäre besser gewesen, dort in der Fremde jung zu sterben, während noch alle Sterne der Hoffnung über mir strahlten, besser als hier ein elendes, dunkles Leben

hinzuschleppen, und alle Sterne nach und nach erblassen zu sehen."

Ja, die Sterne der Hoffnung erblaßten nach und nach für den Sohn des Königs Ludwigs. Niemand dachte an ihn, Niemand glaubte an ihn! Er war gestorben in dem Temple, das war Alles, was man wissen wollte. Der Todte wurde von Allen beklagt, der Lebende wäre Jedem unbequem gewesen. Er war todt und begraben, der kleine König Ludwig der Siebenzehnte, Niemand sprach von ihm, Niemand dachte an ihn!

Man sprach nur von dem Ruhm, der Größe des ersten Consuls, man feierte Josephinens Schönheit und Anmuth in denselben Sälen, welche einst wiederhallten von den Lobhymnen für die schöne Königin Marie Antoinette. Die halbe Million Liebhaber, welche sich einst vor Marie Antoinette gebeugt, war jetzt Josephinen ergeben, und huldigte ihr mit demselben Enthusiasmus, mit welchem sie einst der Königin gehuldigt hatte. Der Sohn des Generals, welcher einst dem König Ludwig dem Sechszehnten den Eid der Treue geleistet, der Sohn des Generals von Beauharnais ist jetzt der Adoptivsohn des Beherrschers von Frankreich, während der Sohn des Königs ohne Namen, ohne Rang und

Titel sich verborgen halten muß. Ein Glück noch für ihn, daß Desaix da ist, Desaix, der tapfere General, der sich des Heimathlosen erbarmt, und ihm eine Stätte giebt in seinem Hause und in seinem Herzen. Niemand kennt ihn sonst, den Obrist Louis, er ist der Adjutant des Generals Desaix, das ist sein einziger Rang, sein einziger Titel!

Aber er ist immer noch der Neffe des Generals Kleber, der in Aegypten zurückgeblieben ist, und der dort zu Ende des Jahrhunderts bei Heliopolis einen glänzenden Sieg über die Türken und Mamelucken errungen hat. Er ist immer noch der Neffe des Generals Kleber, und zu Ende des Jahres 1800 bringt die Fregatte l'Aigle, welche aus Aegypten gekommen, ein großes Packet mit für den General Desaix. Es enthält viel Werthpapiere, viele Rollen mit Goldstücken, auch Brillanten und Perlen. Aber es enthält auch ein schwarz versiegeltes Schreiben, und dieses Schreiben ist an den Adjutanten des Generals Desaix, an den Obristen Louis gerichtet.

Dieses Schreiben enthält das Testament Kleber's, des Oberbefehlshabers der französischen Armee in Aegypten. Er hatte es dem General Menou nebst seinen Papieren, seinen Schätzen übergeben mit der

Weisung, alle diese Dinge nach seinem Tode sofort an den General Desaix nach Frankreich zu schicken.

Der General Menou folgte jetzt dieser Weisung, denn Kleber ist todt. Die meuchelmörderische Kugel eines Mameluckeu hat ihm am vierzehnten Juni 1800 den Tod gebracht! Das Testament Kleber's ist ein letztes Zeugniß seiner Liebe für seinen Neffen Louis, denn er hat in demselben Louis zu seinem Universalerben eingesetzt, und Kleber war reich durch ererbtes Vermögen, reich durch Kriegsbeute.

Aber Louis Charles freute sich dessen nicht, es machte keinen Eindruck auf ihn, als Desaix, der eifrig die Hinterlassenschaft geordnet und geprüft hatte, ihm jetzt mittheilte, daß er der Besitzer einer Million geworden sei.

„Eine Million! Was soll ich damit," erwiderte Louis traurig. „Wären es eine Million Soldaten, und ich dürfte mich an ihre Spitze stellen, und mit ihnen die Tuilerieen erstürmen und in St. Cloud meinen Einzug halten, dann wollte ich mich glücklich preisen. Aber was nützen mir eine Million Francs. Ich kann nichts mit ihnen anfangen, ich müßte denn einen Kramladen anlegen wollen, und vielleicht die Kundschaft des ersten Consuls der Republik erobern."

„Still, junger Mann, still," beschwichtigte Desaix. „Sie sind verbittert und trübe, und ich begreife das, denn der Horizont ist für Sie düster, und bietet Ihnen keine heitere Aussicht dar. Aber eine Million Francs ist immerhin eine gute Sache, und Sie werden das einst noch zu schätzen wissen. Diese Million Francs macht Sie zu einem reichen Mann, und ein reicher Mann ist ein freier und unabhängiger Mann. Wenn Sie nicht mehr als Soldat dienen wollen, so giebt Ihre Million Ihnen die Möglichkeit, frei und unabhängig zu leben, und das ist immerhin Etwas. Meine nächste Sorge soll nun sein, Ihnen Ihr Vermögen sicher zu stellen gegen alle Wechselfälle des Zufalls, um so mehr, da wir sehr bald zu neuen Schlachten nach Italien ziehen. Ich kann daher Ihr Vermögen nicht in Händen behalten, und auch Ihre Papiere nicht, denn Ihr Vermögen und Ihre Papiere das ist Ihre Zukunft, und wir müssen dieselbe sichern Händen anvertrauen, und sie einem Manne des Friedens übergeben. Wissen Sie, wer dieser Mann ist?"

„Ich kenne Niemand, General," erwiderte Louis achselzuckend, „Niemand, dem ich vertrauen dürfte außer Ihnen."

„Aber ich kenne glücklicher Weise einen ganz

sichern und zuverlässigen Mann, und soll ich Ihnen sagen, wie dieser Mann heißt?"

„Thun Sie es, General, ich bitte Sie darum."

„Dieser Mann heißt Fouché."

Louis fuhr auf, und eine Todtenblässe bedeckte seine Wangen. „Fouché, der Polizeipräfect, Fouché, der Hochverräther, welcher im Convent für den Tod des Königs Ludwigs gestimmt hat? Ihm, dem rothen Republikaner, dem Manne des Blutes und des Verrathes, ihm wollen Sie meine Papiere und mein Vermögen übergeben?"

„Ja, Louis, denn bei ihm allein sind Sie sicher. Fouché wird Sie beschützen, und er wird sich jetzt mit eben solchem Eifer Ihrer annehmen, als er einst mit Eifer die Königsfamilie verfolgt hat. Ich kenne Fouché genau, und ich stehe für ihn ein. Man muß die Menschen nicht immer nach dem äußern Schein beurtheilen. Der, welcher sich heute als unsern Feind zeigt, leiht uns morgen vielleicht einen hülfreichen Arm und wird unser Freund, sei es, daß sein Herz sich gewandt habe, sei es, daß sein Charakter schwankend ist. Ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, welche dieser Ursachen Fouché bestimmt hat, aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß er für Sie ein Beschützer und Freund sein

wird, und daß ich Ihr Vermögen und Ihre Papiere in keine sichereren Hände niederlegen kann, als in die seinen."*)

Louis widersprach nicht, er neigte sein Haupt seufzend auf seine Brust und unterwarf sich.

Und weiter rollte nun im neuen Jahrhundert der Siegeswagen Bonaparte's, rollte wieder hinab über die Alpen nach den gesegneten Fluren Italiens. Rache wollte der Sieger von Lodi und Arcole nehmen an den Feinden, welche die Siegesbeute wieder eroberten, Rache an Oesterreich, welches den Frieden von Campo Formio gebrochen.

Und er nahm diese Rache, der Consul Bonaparte, nahm diese Rache bei Marengo, wo er den Oesterreichern am vierzehnten Juni eine glänzende Schlacht abgewann, und mit derselben sich ganz Italien als Siegespreis wieder eroberte.

Aber noch einen andern Siegespreis kostete dieser Tag. Der General Desaix hatte sein siegreiches Vordringen mit seinem Tode bezahlt. In muthigem Kampfessturm war er, von einer Kugel tödtlich getroffen, seinem Adjutanten Louis in die Arme ge-

---

*) Desaix's eigene Worte. Siehe: Mémoires de Duc de Normandie. Pag. 61.

sunken, und nur mit äußerster Lebensgefahr hatte ihn dieser, gleichfalls verwundet, aus dem Schlachtgetümmel hinweg getragen, damit er nicht zerstampft werde von den Rossen seiner eigenen Soldaten.

Armer Louis Charles! Nun stand er ganz allein, ganz vereinsamt! Auch der letzte Freund war von ihm gegangen! Der Tod hatte ihm Alles genommen, die Eltern, die Krone, die Heimath, den Namen, die Freunde! Er stand allein, ganz allein auf der Welt! Kein Mensch, der Theil an ihm nimmt, der ihn kennt, der von ihm weiß!

In Trübsinn und Schmerz versunken blieb er nach der Schlacht von Marengo in Alessandria, und ließ seine äußere Wunde heilen, während die innere fort und fort blutete, und er den Tod verwünschte, daß er nicht auch ihn getroffen, sondern nur den letzten Freund von ihm genommen.

Und als die Wunden geheilt waren, was sollte er nun thun, unter welchem Namen, welchem Titel sollte er sich melden, sich einschreiben lassen bei der Armee? Sein einziger Beschützer war todt, sein Adjutant Louis war mit ihm gestorben. Er legte die Uniform ab, die er getragen als Soldat dieser Republik, welche seinen Thron und sein Erbe zerstört hatte, und in einfachen unscheinbaren Gewändern,

ein unbekannter einfacher junger Mensch, kehrte er zurück nach Paris.

Desaix hatte wohl Recht gehabt. Es war immerhin Etwas, eine Million Francs zu besitzen; so arm er auch war an Liebe und Glück, diese Million Francs machte ihn wenigstens zu einem freien unabhängigen Menschen, und deshalb wollte er sich sein Eigenthum wieder fordern von dem Manne, den er sonst verabscheuete, weil er zu den Mördern seines Vaters gehörte.

Fouché indessen nahm den jungen Mann ganz so auf, wie Desaix es erwartet hatte. Er zeigte sich ihm als theilnehmender Beschützer, er war gerührt von dem Anblick dieses jungen Mannes, dessen Antlitz das Zeugniß seiner Abkunft, der das lebende Abbild des unglücklichen Königs Ludwigs des Sechszehnten war, den Fouché auf das Schaffot gebracht. Vielleicht hatte der Mann des Blutes und der Guillotine jetzt Gewissensbisse, vielleicht wollte er wieder gut machen an dem Sohne, was er an den Eltern verschuldet! Vielleicht dachte er daran, sich den Sohn der Bourbons als ein Schreckmittel für den ehrgeizigen Consul der Republik zu bewahren, oder vielleicht auch konnte man dereinst den ehrgeizigen Grafen von Lille, der an allen europäischen

Höfen intriguirte und wühlte, und hetzte gegen die die französische Republik, überall Heere warb, um die Republik zu vernichten, vielleicht konnte man ihn damit einst beseitigen, daß man den imaginairen Ansprüchen Ludwigs des Achtzehnten die rechtmäßigen Ansprüche Ludwigs des Siebenzehnten entgegenstellte und den Oheim vernichtete mit dem Neffen.

Als eine nützliche Handhabe des politischen Intriguenspiels konnte der Sohn Ludwigs des Sechszehnten gebraucht werden, und dann, wenn man ihn gebraucht hatte, war es immer noch Zeit, je nach den Umständen, ihn entweder anzuerkennen, oder auch ihn als einen Betrüger zu desavouiren.

Vorläufig aber paßte es in die Pläne des schlauen Fouché, ihn anzuerkennen, und sich den Anschein zu geben, als wolle er ihn unterstützen. Er zeigte sich ehrfurchtsvoll und theilnehmend gegen den armen, vereinsamten Jüngling, er nannte ihn mit leiser, zitternder Stimme: „Majestät!" Er flehte um seine Verzeihung für die Vergangenheit. Er sprach mit solcher tiefen Ergriffenheit, so feierlicher Zerknirschung von dem guten, dem großen und sanftmüthigen König Ludwig den Sechszehnten, daß das Herz des Sohnes sich davon tief ergriffen fühlte. Dann aber, als Fouché nun mit flammenden Worten der Be-

geisterung von der edlen, unglücklichen Königin Marie Antoinette zu sprechen begann, als er mit glühender Beredtsamkeit ihre Schönheit und Anmuth im Glück, ihre Größe und Standhaftigkeit schilderte im Unglück, da schmolz aller Zorn, aller Trotz des jungen Mannes hin in den Thränen der Rührung und Liebe, welche er dem Andenken seiner Mutter weihete.

„Ich vergebe Ihnen, Fouché, ja, ich vergebe Ihnen," rief er, ihm seine beiden Hände darreichend. „Ich sehe es wohl, die Gewalt der politischen Parteiungen hat sie hingerissen, aber Ihr Herz kann nicht böse sein, denn Sie haben meine edle und schöne Mutter geliebt. Ich vergebe Ihnen also, und ich vertraue Ihnen!"

Fouché sank tief bewegt auf seine Knie nieder vor dem Sohn der Könige und nannte sich seinen ersten Unterthanen, und gelobte ihm, Alles anzuwenden, um den jungen König wieder zu erheben auf den Thron seiner Väter, und beschwor Ludwig, ihm zu vertrauen, einzugehen auf seine Pläne und Nichts zu thun und zu unternehmen, ohne ihn um Rath gefragt zu haben.

Louis versprach es ihm. Er sagte Fouché, daß er der einzige Mensch sei, welcher mit ihm ohne

Verhüllung und Umschweife von der Vergangenheit gesprochen, daß er ihn dadurch überrascht und zum Bekenntniß der Wahrheit gezwungen habe, welche sonst auf seiner Zunge gefesselt sei. Er sagte ihm, daß er dem Retter seines Lebens mit einem feierlichen Eide gelobt habe, sich nicht eher zu bekennen als den Sohn Ludwigs des Sechszehnten, als den König von Frankreich, nicht eher, bis dieser Retter und Wohlthäter ihm dazu die Ermächtigung gegeben, und ihn von seinem Eide des Schweigens entbunden habe. Er machte es daher zur ersten Bedingung seines Vertrauens, daß auch Fouché zu Niemandem sein Geheimniß verrathen, sondern es treu in seiner Brust bewahren solle.

Fouché gelobte Alles, er band seine Zunge mit einem heiligen Eid und verschwur sich, daß sein Mund niemals das Geheimniß verrathen solle, welches der König von Frankreich ihm anvertraut habe. Aber er gestand zugleich, daß der erste Consul sehr wohl wisse, wie der Sohn des Königs aus dem Temple erlöst sei, und daß unter den nachgelassenen Papieren Klebers sich ein Brief an Bonaparte befunden, in welchem dieser ihm mittheilte, daß er, Kleber, genau wisse, der kleine Capet lebe noch, und in welchem er Bonaparte beschwor, sich

der Waise des Thrones der Lilien anzunehmen. Bonaparte hätte daher in der Stille Nachforschungen anstellen lassen, er hätte erfahren, daß Louis als der Adjutant des Generals Desaix die Schlacht von Marengo mitgemacht, daß er dort verwundet sei, und im Lazareth von Alessandria bis zu seiner Genesung geblieben war. Seitdem aber wäre ihm jede Spur des jungen Mannes verloren gegangen, und er hätte jetzt Fouché beauftragt, den Adjutanten Klebers und Desaix's ausfindig zu machen, und ihm zuzuführen.

„Sie werden das nicht thun,“ rief Louis hastig, „Sie werden mich nicht verrathen.“

„Sie haben Furcht vor ihm?“ fragte Fouché mit einem verächtlichen Lächeln.

Der junge Mann erröthete, und eine Wolke flog über seine klare Stirn hin. „Furcht,“ wiederholte er achselzuckend, „die Söhne meiner Väter kennen keine Furcht, und ich habe es auf dem Schlachtfelde von Abukir, in den Pesthäusern von Jaffa, und auf dem Schlachtfelde von Marengo bewiesen, daß ich keine Furcht kenne. Aber wenn man einem blutdürstigen Löwen auf seinem Wege begegnet, so weicht man ihm aus, und wenn ein Tiger seine Krallen nach uns ausstreckt, so entflieht

man, das ist die Pflicht der Selbsterhaltung, und nicht die Flucht eines Feiglings."

„Sie glauben also, daß dieser Löwe dürstet nach königlichem Blute?"

„Ich glaube, daß er dürstet nach königlichem Range, und daß er kein Mittel verschmähen wird, um alle Hindernisse zu beseitigen, die ihm auf dem Wege zum Throne sich entgegenstellen möchten. Glauben Sie nur, mein Herr, der Mann, welcher nach der Schlacht von Abukir das Todesurtheil aussprach über fünftausend gefangene Feinde, der Mann würde sich keinen Moment besinnen, das Todesurtheil auszusprechen über einen armen, schutzlosen, jungen Menschen, wie ich es bin; er würde mich zermalmen, wie der Löwe mit seiner Tatze die Fliege erschlägt, welche es gewagt, um seine Mähne zu spielen."

„Es scheint, Sie kennen den Löwen sehr gut," sagte Fouché lächelnd, „und ich glaube wohl, daß Sie ihn richtig beurtheilen. Seien Sie aber außer Sorgen. Er soll es von mir nicht erfahren, daß ich von Ihnen weiß und Ihren Aufenthaltsort kenne. Mag Bonaparte mich dann immerhin für einen schlechten Polizeimann erklären, ich werde ihm in allen andern Dingen zu beweisen suchen, daß ich

wachsam bin. Vielleicht werde ich im Nothfall mich zu einer Fälschung entschließen, und um Ihr Leben nicht zu gefährden, werde ich dem Consul Ihren Tod verkünden. Es sind sehr viele junge Offiziere bei Marengo gefallen, oder hinterher an den Folgen ihrer Verwundungen gestorben. Warum sollte der Adjutant des Generals Desaix nicht auch dieses Schicksal gehabt haben? Ja, ich glaube, dies wird das Beste sein. Ich werde Sie todt sagen, um Ihr Leben zu beschützen. Ich werde mir aus Alessandria einen Todtenschein besorgen, aus welchem klar hervorgeht, daß der Adjutant des Generals Desaix, welcher dort im Lazareth gelegen, der Obrist Louis, an seinen Wunden gestorben und dort begraben ist."

„Ich soll also zum zweiten Mal aus dem Leben verschwinden?" fragte Louis traurig.

„Ja, Sire, um nachher mit desto größerem Glanz in dasselbe wieder einzutreten," erwiederte Fouché eifrig.

„Wer weiß, ob dies jemals geschieht," seufzte Louis. „Wie soll ich zuletzt meine Existenz beweisen, wenn ich zwei Mal gestorben, zwei Mal begraben bin? Wer bürgt mir dafür, daß ich später im Stande sein werde, die Menschen zu über-

zeugen, daß ich kein Betrüger bin, daß meine ganze Existenz nicht ein Märchen ist? Es giebt schon jetzt nur noch Wenige, welche wissen und glauben, daß der kleine Capet aus dem Temple entkommen und mit Kleber als dessen Adjutant nach Aegypten gegangen ist. Wenn nun diese Wenigen noch erfahren, daß der Adjutant Louis gefallen ist, wenn man ihnen den Todtenschein vorlegt, wie sollen Sie dann mir nachher glauben, wenn ich ihnen künde, daß ich lebe, und daß ich der bin, für welchen ich mich ausgebe? Das Siegel des Königthums steht Niemand auf der Stirne geschrieben und wir wissen aus der Geschichte, daß es falsche Kronprätendenten gegeben hat!"

„Sie werden mit Ihren Papieren beweisen, daß Sie kein solcher sind," sagte Fouché lebhaft. „Und Gott wird geben, daß auch ich noch lebe, wenn die Zeit gekommen ist, in welcher Sie mit offenem Visir vor Frankreich hintreten und Ihr Erbe und Ihren Thron zurückfordern können. Hoffen Sie auf diese Zeit und bewahren Sie bis dahin Ihre Papiere wohl. Ich übergebe Ihnen hier dieselben, denn ich weiß nicht, ob sie bei mir sicherer sind, als bei Ihnen. Tragen Sie dieselben immer bei sich, trennen Sie sich Tag und Nacht nicht von ihnen,

denn in diesen Papieren ruht ihre Zukunft und Ihre Krone und kein anderer Mensch außer Ihnen selber kann dieselben behüten. Diese Papiere sind wichtiger für Sie, als eine Million, obwohl man auch diese nicht verachten soll! Hier sind die Quittungen und Scheine über Ihr Vermögen. Ich habe dasselbe niedergelegt in der Bank von Frankreich, und Sie können es dort zu jeder Zeit erheben gegen diese Scheine, die ich Ihnen hiermit übergebe, und die Sie nur mit Ihrer Namens-Unterschrift zu versehen haben."

„Mit meiner Namens-Unterschrift!" rief Louis schmerzlich. „Aber, mein Herr, welches ist denn mein Name? Wie heiße ich? Man nannte mich sonst den Neffen Klebers, den Adjutanten Desaix's, den Oberst Louis. Aber der Oberst Louis darf ja nicht mehr bekennen, daß er lebt, und Sie wollen dem ersten Consul durch einen Todtenschein beweisen, daß der Neffe Klebers gestorben ist? Wer bin denn ich? Welchen Namen soll ich unter jene Papiere setzen, unter welchem Namen soll der Namenlose, der Gestorbene und Begrabene, der Wiederauferstandene und wieder Gestorbene und Begrabene, unter welchem Namen soll er sich unter den Lebendigen aufhalten dürfen?"

„Es ist wahr,“ sagte Fouché. „Einen Namen, oder vielmehr die Maske eines bürgerlichen oder adlichen Namens müssen Sie schon vor Ihr königliches Antlitz legen, und es ist dringend nothwendig, daß wir Ihnen einen Namen geben, und Sie mit unverfänglichen und sichern Papieren versehen, welche Ihre Existenz beweisen und Sie sicher stellen gegen jede Anfechtung.“

„Nun wohl, so sagen Sie mir, wie ich heißen soll,“ sagte Louis traurig. „Seien Sie der Taufpathe des Einsamen und Namenlosen.“

„Wohlan, ich will es sein,“ rief Fouché lebhaft. „Ich habe in der Verblendung der politischen Leidenschaft meine Stimme erhoben gegen das Leben des Vaters, ich will jetzt reuevoll und bußfertig meine Stimme erheben für das Leben des Sohnes, und ihm behülflich sein, wieder einzutreten in das Leben und in die menschliche Gesellschaft. Junger Mann, ich will Ihnen einen Namen, einen Rang und einen Stand geben so lange, bis die französische Nation Ihnen Ihren wahren Namen, Ihren Rang und Stand wiedergiebt. Sie sollen hinfort der Baron von Richemont heißen. Wollen Sie es annehmen?“

„Ja, ich will es annehmen,“ sagte Louis sanft.

„Der Baron von Richemont zu sein, ist immer noch besser, als ein Todter und Begrabener ohne Namen zu sein.“

„Wohlan, mein Herr Baron,“ rief Fouché. „So werde ich selbst Ihnen die nöthigen Certificate und Papiere ausstellen, und auch auf der Bank von Frankreich Ihre Papiere auf den Namen des Barons von Richemont einzeichnen lassen. Wenn es Ihnen gefällig ist, so kommen Sie morgen wieder zu mir, und ich werde dem Herrn von Richemont seine Familien-Papiere übergeben.“

„Ich werde kommen, seien Sie dessen gewiß,“ sagte Louis, ihm die Hand reichend. „Es verlangt mich, wenigstens unter einem anerkannten Incognito durch das Leben zu gehen und Gott allein weiß, ob ich jemals wieder aus diesem Incognito hervortreten werde! —“

Er grüßte Fouché mit einem traurigen Lächeln und entfernte sich. Fouché horchte auf die verklingenden Schritte und dann brach er in ein lautes, spöttisches Lachen aus.

„Thörichter Knabe,“ sagte er, die Hand drohend erhebend, „thörichter Knabe, Du meinst, daß nur Gott allein es weiß, ob Du jemals aus Deinem Incognito hervortreten werdest. Du irrst, außer

Gott weiß es noch Fouché. Ja, Fouché weiß, daß dies Incognito sich über Dir ausbreitet als ein Netz, aus welchem Du nie wieder hervorgehen wirst! Nein, der Baron von Richemont soll sich niemals verwandeln in den König Ludwig den Siebenzehnten. Aber er soll mir ein Werkzeug sein, mit welchem ich diesen ehrgeizigen Consul Bonaparte, der nach dem Throne strebt, und diesen ränkesüchtigen Grafen von Lille, der sich im Exil noch der König Ludwig der Achtzehnte nennt, in Schrecken halte, und mit welchem ich drohe, wenn man mir droht. Nur zu, mein kleiner Baron Richmont, ich weiß nicht, was ich aus Ihnen machen kann, aber ich weiß, daß Sie aus mir einen reichen, gefährlichen und gefürchteten Mann machen sollen! Armer, gläubiger Thor, wie leicht gingest Du in die Falle! Der Baron von Richemont soll nie wieder daraus hervorgehen! Dafür bürge ich Dir! Ich, Fouché!"

XXXI.

Fouché

Der erste Consul ging mit heftigen Schritten in seinem Cabinet auf und ab. Seine Augen schossen Blitze, und sein Angesicht, welches sonst so undurchdringlich war, wie das der ehernen Statuen der römischen Kaiser, sein Angesicht verrieth in dieser Stunde die tiefe und stürmische Bewegung seines Innern. Seine Lippen, welche fest aufeinander gepreßt waren, öffneten sich zuweilen zu einem Worte der Drohung, oder des Zornes, und dieses Wort schleuderte er dann gleich einem vergifteten Pfeil dem Mann entgegen, der in ehrerbietiger Haltung, mit bleichen Waugen und demuthsvoller Miene unweit von der Thüre neben dem mit Acten und Papieren bedeckten Marmortische stand. Dieser Mann war Fouché, der frühere Polizeiminister von

Paris, jetzt nur noch das Mitglied des Senates der Republik. Er hatte sich in die Tuilerieen begeben, um eine geheime Audienz zu fordern von dem Consul Bonaparte, welcher jetzt schon den kleinen Beisatz „Erster" Consul vergessen gemacht hatte, und der alleinige Beherrscher von Frankreich war.

Jetzt hielt Bonaparte mitten in seinem stürmischen Gange plötzlich inne, blieb vor Fouché stehen, und schaute ihn mit seinen flammenden Augen an, als wären seine Blicke zwei Dolche, welche er tief in das Herz seines Feindes einbohrte. Aber Fouché sah das nicht, denn er stand da mit niedergeschlagenen Augen, und schien es gar nicht zu gewahren, daß Bonaparte ihm so nohe war.

„Fouché," rief Bonaparte ungestüm, „ich kenne Sie, und ich lasse mich nicht von Ihrer gleißnerischen zerknirschten Miene täuschen! Sie sollen wissen, daß ich Sie nicht fürchte, Sie nicht und alle die Gespenster nicht, die Sie heraufbeschwören möchten. Sie meinen, mich zu schrecken, oder Sie wollen, daß ich Ihnen Ihr Geheimniß theuer bezahle. Sie sollen aber wissen, daß ich gar nicht schreckhafter Natur bin, und daß ich kein Geld ausgebe für die Räthsel, die ich ohnedies zu lösen wohl die Macht habe. Ich warne Sie, Herr Geheimnißkrämer, seien

Sie wohl auf Ihrer Huth! Sie haben Ihre Spionage, aber ich habe meine Polizei, und diese berichtet mir allerlei seltsame Dinge. Man weiß, mein Herr, daß Sie mit dem Auslande correspondiren. Verstehen Sie mich wohl, mit dem Auslande!"

„Consul," erwiderte Fouché ruhig, „ich habe wahrlich nicht gewußt, daß die Republik es ihren treuen Dienern verbietet, nach dem Auslande Briefe zu schicken."

„Die Republik wird es niemals gut heißen, daß einer ihrer Diener mit ihren Feinden im Briefwechsel stehe," rief Bonaparte mit donnernder Stimme. „Still, mein Herr, keine Ausflüchte, keine Umschweife. Lassen Sie uns offen und geradezu sprechen. Sie correspondiren mit dem Grafen von Lille."

„Sie wissen das, Consul, denn ich habe die Ehre gehabt, Ihnen selbst einen Brief zu übergeben, den der Prätendent an Sie gerichtet, und mir zur Besorgung übersandt hatte."

„Einen lächerlichen, abgeschmackten Brief," rief Bonaparte achselzuckend, „einen Brief, in welchem dieser Narr mich auffordert, ihn heimzuholen nach Frankreich und ihm selber die Stelle zu bezeichnen,

welche ich neben ihm einzunehmen wünsche. Wahrhaftig, ein Tollhäusler könnte keinen wahnwitzigeren Brief schreiben! Ich soll mir die Stelle bezeichnen, welche ich einzunehmen gedenke. Nun gewiß, das werde ich thun, aber es wird auf dieser Stelle kein Raum neben mir sein für die Bourbonen, welche Frankreich ausgespieen hat, wie man ein Gift ausspeiet, das Einem den Tod bringen wollte. Diese verhaßten und schwächlichen Bourbonen werden niemals wieder zu Macht und Ansehen gelangen. Frankreich hat sich von ihnen gewandt, Frankreich verabscheuet diese entartete Raçe der Könige, es will sich ein neues Gebäude seiner Macht und Herrlichkeit schaffen, aber für die Bourbonen wird kein Platz in demselben sein! Merken Sie sich das, mein Herr Intriguant, und bauen Sie keine Luftschlösser. Ich fordere von Ihnen ein offenes Bekenntniß, oder ich werde Sie als einen Landesverräther, einen Royalisten anklagen."

„Consul, ich werde dieser Anklage nicht aus dem Wege gehen," erwiederte Fouché ruhig, „und ich denke wohl, Frankreich wird mit Antheil und Spannung einem Processe folgen, der ihm ein großes und wichtiges Geheimniß enthüllt; der ihm sagt, daß der rechtmäßige König von Frankreich nach der

Ansicht des Consuls Bonaparte nicht im Temple unter der liebevollen Aufsicht des Schusters Simon gestorben, sondern noch am Leben, und also der rechtmäßige Thronerbe von Frankreich ist. Es wird das unter den Royalisten viel Freude und Jubel erregen!"

Der Consul stampfte wüthend mit dem Fuß auf den Boden, seine Augen schossen Blitze, und als er dann sprach, klang seine Stimme wie das Rollen des Donners, so zürnend, so gewaltig und so mächtig.

„Ich werde den Jubel und die Freude dieser Royalisten in Jammergeschrei und Klagelieder zu verwandeln wissen," rief er. „Alle Feinde Frankreichs sollen es erfahren, daß ich das Schwert in Händen halte, nicht bloß gegen die äußern, sondern auch gegen die innern Feinde. Frankreich hat mir dieses Schwert gegeben, und ich werde es nicht aus der Hand legen, und es nicht senken, und kämen alle Könige Europa's, und alle Bourbonen aus den Gräberhallen von St. Denis zu mir her, um es von mir zu fordern! Ich bin das lebendig gewordene Schwert Frankreichs, und nie wird sich dieses Schwert beugen vor dem Scepter eines Bourbonen. Eher könnten aus dem abgestor-

benen Stocke, den der Wanderer durch die Wüste trägt, frische Zweige sprießen, als aus dem Schwerte Bonaparte's der Scepter der Bourbonen erwächst, gleichviel, ob dieser Bourbon sich Ludwig der Siebenzehnte, oder der Achtzehnte nennt! Merken Sie sich das, Fouché, und merken Sie sich auch, daß, wenn ich einmal gesagt habe: „ich will", ich dann auch meinem Willen Geltung zu verschaffen wissen werde, und stemmte sich die ganze Welt mir entgegen."

„Ich weiß das, Consul," sagte Fouché ehrerbietig. „Gott gab Ihnen zum Wohle Frankreichs einen eisernen Willen, und einen Feuerkopf, der dazu geschaffen ist, nicht bloß Lorbeern, sondern auch Kronen zu tragen."

Ein flammender Blitz aus den Augen des Consuls Bonaparte schoß über das Antlitz Fouché's hin, aber dieser schien es nicht zu sehen, denn er hatte die Augen niedergeschlagen, und seine Miene war ganz unbefangen und harmlos.

„Sie sprechen da ein Wort aus, welches sich nicht ziemt," sagte Bonaparte ruhig. „Ich bin der erste Diener der Republik, und in einer Republik giebt es keine Kronen."

„Auch nicht einmal Bürgerkronen, Consul?"

fragte Fouché mit einem feinen Lächeln. „Ich meine doch, diese edelste der Kronen kann überall gedeihen, und kein Haupt hat solche Bürgerkrone mehr verdient, als das edle und große Haupt des Consuls Bonaparte, der die Republik Frankreich als würdige Rivalin an die Seite ihrer Schwester Nord-Amerika stellt."

Bonaparte warf sein Haupt stolz zurück. „Ich geize nicht nach dem Ruhm, der Washington Frankreichs zu sein," rief er.

„Doch sind Sie es, General," erwiderte Fouché lächelnd. „Nur wohnt der Washington Frankreichs nicht in einem „weißen Hause", das ihm die Republik erbaut hat, sondern in den Tuilerien, die er als Erbe der Könige von Frankreich in Besitz genommen hat. General, Sie haben als der Würdigste, der Berufenste, der Größte und Mächtigste das Erbe der Könige von Frankreich empfangen. Zu diesem Erbe gehört auch die Krone von Frankreich. Warum wollen Sie dies Erbe allein von allen andern zurückweisen?"

„Und wenn ich Ihnen sagte, daß ich es nicht will?" fragte Bonaparte. „Und wenn ich Ihnen eingestände, daß ich mich würdig fühlte, die ganze ungetheilte Erbschaft der Bourbonen anzutreten?

Wären Sie verwegen und tollkühn genug, ein solches Mährchen zu glauben, und es für Wahrheit zu nehmen?"

„Consul, Sie haben schon so viele Wunder verrichtet, und solche Zaubermährchen zur Wahrheit gemacht, daß ich kein Mährchen mehr für unausführbar halte, sobald Sie Ihre Hand darauf legen."

„Und darum halten Sie sich einen Zauberstab verborgen, den Sie im entscheidenden Momente hervorziehen wollen, um ihn mir entgegen zu halten, wie das Kreuz dem Beelzebub im Mährchen?"

„Ich verstehe Sie nicht, Consul," sagte Fouché mit der allerunschuldigsten Miene von der Welt.

„Nun wohl, so will ich mich Ihnen verständlich machen," donnerte Bonaparte. „Der Zauberstab, den Sie sich verborgen halten, heißt Ludwig der Siebenzehnte. Oh, schütteln Sie nicht Ihren listigen Kopf, leugnen Sie nicht mit diesen gleißnerischen Lippen, welche einst das Todesurtheil über Ludwig den Sechszehnten ausgesprochen haben, und die jetzt einem Narren und Betrüger einreden wollen, daß er der Sohn des gemordeten Königs sei. Wahrlich, es ist zum Lachen! Der Königsmörder

will die Mordthat versöhnen, indem er eine Fabel ersinnt, und aus einem Mannequin einen König schafft."

„General, keine Fabel und kein Mannequin," rief Fouché mit drohender Stimme. „Der Sohn des unglücklichen Königs lebt, und —"

„Ah," unterbrach ihn Bonaparte triumphirend, „Sie gestehen es also endlich ein, Sie haben mir also endlich Ihr großes Geheimniß verrathen? Ich habe den schlauen Fuchs aus seiner Verschanzung heraus getrieben, und die Jagd kann nun anfangen. Es soll eine tüchtige Hetzjagd werden, glauben Sie es mir, und ich werde nicht eher ruhen, bis ich dem schlauen Fuchs das Fell über die Ohren gezogen habe, es sei denn, —"

„Daß er pater peccavi sagt?" fragte Fouché mit leisem Lächeln.

„Es sei denn, daß er mir den Wechselbalg ausliefert, den er als Deus ex machina gebrauchen wollte," sagte Bonaparte. „Mein Lieber, es hilft Ihnen nichts, jetzt das alte Lügensystem wieder zu beginnen. Der Zorn hat sie verrathen, und es ist mir gelungen, den Fuchs selbst zu überlisten. Der sogenannte Sohn des Königs existirt, das ist Ihnen

einmal entschlüpft, und es läßt sich nicht wieder zurücknehmen."

„Nein, es läßt sich nicht wieder zurücknehmen," seufzte Fouché. „Ich habe mich verrathen, oder vielmehr, ich bin überlistet worden. Sie sind in allen Dingen ein Held und ein Meister, in der List sowohl, wie in der Tapferkeit und Klugheit. Ich beuge mich vor Ihnen, wie vor einem Genius, den Gott selber auf die Erde gesandt hat, damit er die Welt, welche aus den Fugen gerathen, wieder in Ordnung bringen soll. Ich beuge mich vor Ihnen als vor meinem Herrn und Meister, und statt Ihnen zu opponiren, werde ich von jetzt an mich damit begnügen, Ihr Werkzeug zu sein, vorausgesetzt, daß Sie mich zu demselben annehmen wollen."

„Das heißt, Fouché, vorausgesetzt, daß ich Ihnen Ihre Bedingungen erfüllen will," rief Bonaparte achselzuckend. „Nun wohl, nennen Sie mir Ihre Bedingungen! Ohne Umschweife! Was fordern Sie?"

„Consul, um uns verständigen zu können, müssen wir Beide ganz offen und ohne Rückhalt mit einander reden können. Wollen Sie mir gestatten, das ich das thue?"

„Thun Sie es,“ sagte Bonaparte mit einem Nicken seines stolzen Hauptes.

„Consul, Sie haben mich bei Seite geschoben, Sie haben kein Vertrauen mehr zu mir. Sie haben mir die Stelle des Polizeiministers entzogen, und diese meinem Feinde Regnier gegeben. Das hat mich geschmerzt, das hat mich beleidigt, denn es hat mich vor der ganzen Welt gebrandmarkt als einen Unbrauchbaren, den Bonaparte verachtet. Ihre Feinde haben geglaubt, diese meine Mißstimmung zu ihrem Vortheil ausbeuten, und aus dem entlassenen Polizeiminister sich einen Feind Bonaparte's anwerben zu können. Verschworne aller Art haben sich an mich gedrängt, Emissaire des Grafen Lille, Abgesandte der Royalisten in der Vendée sind zu mir gekommen, aber auch Abgesandte der Republikaner, der rothen, blutigen Republikaner, von denen Sie, Bonaparte, ebenso sehr gehaßt werden, wie von den Royalisten, denn diese Republikaner werden es Ihnen niemals vergeben, daß Sie sich an die Spitze der Republik gestellt, und sich zu ihrem Herrn gemacht haben. Alle diese Parteien haben mir Anträge gemacht, alle Ihre Feinde wollten mich zu ihrem Mitverschworenen machen. Ich habe ihnen Allen mein

Ohr geliehen, ich bin auf alle ihre Pläne eingegangen, und bin zu dieser Stunde der Mitverschworene sowohl der Republikaner, als der Royalisten. Oh, ich bitte," fuhr Fouché fort, als Bonaparte auffuhr, und die Lippen öffnete, um zu sprechen, „ich bitte, General, hören Sie mich bis zu Ende an, unterbrechen Sie mich nicht, bis ich Ihnen Alles gesagt habe. Ja, ich bin der Theilnehmer an drei verschiedenen Verschwörungen, und sogar ein sehr regsamer Theilnehmer. Da ist erstlich die Verschwörung der Republikaner, welche Sie als einen Tyrannen der Republik verabscheuen, da ist zweitens die Verschwörung der Royalisten, welche den Grafen von Lille wieder auf den Thron setzen wollen, und da ist drittens die Verschwörung der wahren und echten Capetisten, welche die „Waise des Temple", den kleinen Capet, zum König Ludwig den Siebenzehnten machen wollen. Diese Verschwörungen sind alle Drei darauf berechnet, vor allen Dingen und zu allererst den Consul Bonaparte zu beseitigen, und ihm den Tod zu geben. Ja, um dieses Ziel zu erreichen, haben sogar die drei Verschwörungen sich zu Einer vereinigt, und einen Compromiß mit einander geschlossen. Welcher Verschwörung es gelingt, den Consul Bonaparte

zu ermorden, die soll die herrschende werden, und vor der wollen die andern sich zurückziehen, so daß, wenn der Consul Bonaparte von dem Dolch eines Republikaners getroffen wird, die Republik in Frankreich vorläufig die gültige Staatsform bleiben soll; wenn aber die Kugel eines Royalisten Ihr Haupt trifft, so strecken die Republikaner die Waffen, und willigen ein, daß Frankreich durch allgemeine und öffentliche Volksabstimmung entscheide, ob es eine Republik oder ein Königreich sein will!"

„Nun?" fragte Bonaparte ruhig, als Fouché jetzt schwieg, und einen fragenden, forschenden Blick auf das Antlitz Bonaparte's heftete, das indessen ganz kalt und undurchdringlich geblieben war. „Nun, warum halten Sie inne? Ich habe Sie mit keiner Frage unterbrochen. Fahren Sie also fort!"

„Ich fahre fort, Consul. Ich habe mich, wie gesagt, zum Theilnehmer dieser drei Verschwörungen gemacht, denn um den Cerberus bekämpfen zu können, muß man alle seine Köpfe zusammen treffen, und um der wirksame Kämpfer einer großen Sache sein zu können, muß man alle ihre Feinde und ihre Pläne kennen. Ich kenne nun alle die Pläne der Verschworenen, und weil ich sie kenne, ist es mir möglich gewesen, sie hinzuhalten, und Unfrieden

und Zwist unter sie zu bringen, und zwar durch die dritte Verschwörung, durch die Anhänger der Waise des Temple, durch Ludwig den Siebenzehnten. Ich habe durch diese rührende Gestalt die Partei der Royalisten gespalten und veruneinigt, ich habe dem Grafen von Lille dadurch schon viele und bedeutende seiner Anhänger entzogen, und sogar einige der Hauptverschworenen, welche nach Paris gekommen waren, um für Ludwig den Achtzehnten zu kämpfen, haben neulich in einer geheimen Gesellschaft das Knie gebeugt vor Ludwig dem Siebenzehnten, und ihm Treue geschworen."

„Das ist nicht wahr," rief Bonaparte ungestüm. „Sie erzählen mir Ammenmährchen, mit denen man Kinder, aber keine Männer schreckt. Es giebt keine geheimen Gesellschaften in Paris!"

„General, wenn Ihnen das Ihr Polizeiminister Regnier gesagt hat, so beweist er dadurch nur, daß er kein Polizeimann ist, und von der geheimen Polizei und Spionage gar nichts versteht. Ich sage Ihnen, General, es giebt geheime Gesellschaften in Paris, und ich muß das wohl wissen, denn ich bin Mitglied von vier verschiedenen Gesellschaften."

„Ach, mein Herr," höhnte Bonaparte, „Sie dementiren sich selber. Vorher sprachen Sie nur

von drei Verschwörungen, und jetzt sind schon vier daraus geworden."

„Ich sprach jetzt von geheimen Gesellschaften, Consul, und nicht jede geheime Gesellschaft kann eine Verschwörung genannt werden. Vorhin, als ich Ihnen die Verschwörung detaillirte, sprach ich von dreien, jetzt, da wir von geheimen Gesellschaften sprechen, habe ich eine vierte zu nennen. Aber diese verdient nicht den Namen einer Verschwörung, denn sie beabsichtigt nicht Mord und Umsturz, und bewaffnet sich nicht mit Dolchen und Pistolen oder andern Mordwaffen."

„Ich wäre doch neugierig, den Namen Ihrer vierten Gesellschaft zu erfahren," rief Bonaparte heftig.

„Ich werde Ihre Neugierde befriedigen, General. Diese vierte geheime Gesellschaft führt den Bundesnamen: „die Bonapartisten," oder — erlauben Sie, daß ich mich dichter zu Ihnen neige, damit die Wände des alten Königsschlosses das Wort nicht hören, — oder die „Kaiserlichen".

Bonaparte zuckte zusammen, und eine glühende Röthe schoß einen Moment über seine Wangen hin. „Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, General, was ich schon

vorher sagte: Ihre Stirn ist dazu gemacht, nicht bloß Lorbeern, sondern eine Krone zu tragen, und es giebt nur ein Mittel, die andern drei Verschwörungen zu ersticken, nur das Mittel der vierten geheimen Gesellschaft. Um die Republikaner und die Royalisten unwirksam zu machen und unter die Füße zu treten, dazu bedarf Frankreich eines Kaisers."

„Und Sie wollen Ihren Ludwig den Siebenzehnten, Ihren Mannequin zum Kaiser von Frankreich machen?"

„Nein, General," erwiederte Fouché feierlich, „nein, ich will den Consul Bonaparte zum Kaiser der Franzosen machen."

Der Consul erbebte und sein Auge flog wie ein Blitz durch das Gemach, das einstige Cabinet Ludwig des Sechszehnten hin, als wollte er sich überzeugen, daß Niemand dies gefährliche Wort der Zukunft gehört habe. Dann senkte es sich langsam nieder, ohne den Blicken Fouché's zu begegnen, die in höchster Spannung auf Bonaparte gerichtet waren.

Eine Pause trat ein, eine lange angstvolle Pause. Dann hob Bonaparte das Auge langsam wieder

empor, und es leuchtete in demselben wie ein Sonnenstrahl.

„Ist Ihre vierte geheime Gesellschaft zahlreich?" fragte er mit jenem zauberhaften Lächeln, das ihm alle Herzen gewann.

„Es gehören Künstler, Dichter, Gelehrte, und vor allen Dingen Offiziere und Generäle dazu," erwiderte Fouché. „Sie wird mit jedem Tage zahlreicher, und da ich glücklicher Weise nur von meiner Stelle als Polizeiminister abgesetzt worden, aber noch Mitglied des Senats der Republik bin, so ist es mein Bestreben gewesen, in dem Senate mir einflußreiche Mitglieder für meine geheime Gesellschaft der Kaiserlichen zu gewinnen. Wenn mir mein Streben gelingt, so wird aus der geheimen Gesellschaft bald eine öffentliche werden, und der Senat wird sich mit einer öffentlichen Ansprache an Sie wenden, und Sie anflehen, allen Verschwörungen und Intriguen dadurch ein Ende zu machen, daß Sie sich an die Spitze von Frankreich stellen, und die Kaiserkrone annehmen, welche der Senat Ihnen anbietet. Aber —"

„Ich begreife Ihr Aber, Fouché," unterbrach ihn Bonaparte hastig. „Sie wollen Ihre Bedingungen stellen. Eine Kaiserkrone fällt nicht so un-

mittelbar vom Himmel auf ein Menschenhaupt, es müssen immer Hände da sein, welche sie auffangen, und es könnte ja kommen, daß diese von der fallenden Krone zerschmettert würden. Man muß sie daher für ihren Heroismus belohnen. Nehmen wir also an, daß ich an alle Ihre Mährchen glauben wollte, sogar an Ihr Mährchen von dem Kaiserreich der Zukunft. Sagen Sie mir nun Ihre Forderungen."

„General, wenn ich Ihnen und ganz Frankreich durch Thatsachen beweise, daß Frankreich zerklüftet wird von Verschwörungen, daß der Krebsschaden der geheimen Gesellschaften an dem innersten Mark seines Lebens frißt und alle Institutionen gefährdet, werden Sie mir dann zugestehen, daß ich mehr dazu geeignet bin, Polizeiminister zu sein, als Herr Regnier d'Angely, welcher behauptet und Ihnen zu sagen wagt, daß es in Frankreich keine geheime Gesellschaften gäbe?"

„Beweisen Sie mir durch Thatsachen die Existenz Ihrer Verschwörungen, und ich werde Ihnen dann die Pflicht auferlegen, mir beizustehen, dieser Hydra den Kopf zu spalten. Geben Sie mir Beweise, und Sie werden wieder Polizeiminister."

Fouché verneigte sich. „Sie sollen die Beweise haben, General, noch heute, sogleich! Vorausgesetzt,

daß wir uns ganz verständigt haben. Ich bin ehrgeizig, General, und ich möchte nicht eines Tages wieder in das Nichts zurückgedrängt werden können, wenn es meinen Feinden abermals gelingen sollte, mir Ihr Vertrauen zu entziehen. Jetzt bin ich wenigstens noch Mitglied des Senats, aber wenn der Senat abgeschafft wird, und ich dann später wieder aufhörte Polizeiminister zu sein, so wäre ich nichts weiter als Fouché, der in Ungnade gefallene Fouché. Voilà tout!"

„Nicht doch," sagte Bonaparte lächelnd, „Sie werden immer eine historische Berühmtheit bleiben, Sie werden immer noch der Königsmörder Fouché sein. Ist das nicht ein schöner Titel für einen Republikaner?"

„Ach, General, ich sehe, daß Sie mich verstanden haben," rief Fouché. „Es handelt sich um einen Titel, um einen Namen, um Rang und Stand für mich. Vorausgesetzt, daß hier in den Tuilerien wieder ein Thron errichtet würde, müßten wir auch wieder eine Hofgesellschaft, wieder Männer mit Orden, Titeln und Würden haben."

„Es ist wahr," sagte Bonaparte gedankenvoll, „die Welt dreht sich immer wieder in denselben Kreisen der Narrheit und Eitelkeit, und wenn man

auch den Versuch macht, sie daraus empor zu ziehen, so kehrt sie doch immer bald wieder in die alten Bahnen zurück. Die Menschen sind doch nichts als Schauspieler, und Jeder möchte sich mit flitternden Lumpen ausstaffiren, um eine erste Rolle zu spielen, und auf dem Zettel die Weltgeschichte genannt zu werden. Wie möchten Sie also genannt werden, Fouché, wenn wirklich auf dem großen Theater der Welt das Drama eines Kaiserreiches in Scene ging?"

„Ich möchte einen Fürsten- oder einen Herzogstitel erhalten, Sire."

Bonaparte zuckte leicht in sich zusammen, und konnte das Lächeln der Befriedigung, welches sein Angesicht überstrahlte, nicht unterdrücken. Es war das erste Mal, daß man ihn anredete wie einen König oder Kaiser, und dieses „Sire," welches Fouché wie ein süßes Gift in das Ohr Bonaparte's träufelte, schmeichelte seinen Sinnen, und berauschte sein Herz gleich einer köstlichen Musik. Aber dann, mit der Riesengewalt seines Geistes bezwang er diese Stimmung und brach plötzlich in ein lautes lustiges Lachen aus. „Gestehen Sie, Fouché," rief er, „daß es sehr komisch ist, den Consul mit einem Senator der Republik von einem Kaiserreich und

von Herzogstiteln faseln zu hören. Wahrhaftig, wenn die strengen Republikaner von Ihrer Verschwörung Numero Eins das hörten, so würden sie berechtigt sein, uns als Hochverräther und Verschwörer anzuklagen!"

„Wir müssen ihnen zuvorkommen, wir müssen sie anklagen!"

„Wenn wir dazu die sichere Handhabe besäßen."

„Ich besitze sie, und ich werde sie Ihnen geben, Consul Bonaparte, sobald mir der Kaiser der Zukunft neben der Stelle als Polizeiminister einen Fürstentitel in Aussicht gestellt hat."

„Nun wohl," lachte Bonaparte, „der Kaiser der Zukunft verspricht Ihnen, sobald er im Stande ist, dergleichen Herrlichkeiten zu backen, daß er seinen Polizeiminister Fouché mit in den Backofen schieben und ihn als Fürst oder Herzog wieder herausziehen will. Der Kaiser der Zukunft giebt Ihnen sein Ehrenwort darauf, daß er dies thun will. Sind Sie nun zufrieden, mein Herr Republikaner?"

„Sire, vollkommen zufrieden," sagte Fouché, sich tief verneigend.

„Und jetzt lassen Sie uns ernsthaft reden," rief Bonaparte lebhaft. „Sie haben von Verschwörungen gesprochen, Sie behaupten die Existenz derselben.

Aber vergessen Sie nicht, daß Sie mir handgreifliche Beweise versprochen haben, verstehen Sie mich wohl, handgreifliche Beweise, das heißt, es ist mir nicht genug, die Papiere und die Listen der in's Ausland geflüchteten Verschwörer als Beweise zu erhalten. Ich will Personen, ich will Menschen von Fleisch und Blut, Hochverräther, die ich nicht in effigie, sondern in Wirklichkeit an den Galgen hängen kann, damit sie der ganzen Spatzengesellschaft der Verschwörer und Hochverräther als warnendes Schreckbild dienen, und diesem Unfug für immer ein Ende machen. Ich bin es endlich müde, immer von Hochverräthern, vergifteten Dolchen, Windbüchsen, Complotten und Hinterhalten aller Art bedroht zu werden. Es ist Zeit, auch den Häuptern dieser Bravi, die aus England, Deutschland, Rußland und Italien hierher gesandt werden, einmal einen Schrecken einzujagen, und ich bin es satt, ewig das alte Sprüchwort zu illustriren: „den kleinen Dieb hängt man, den großen läßt man laufen.“ Ich will endlich einen großen Dieb haben, um ihn zu hängen, denn das ist das einzige Mittel, um diese Leute zu erschrecken und ihnen Respect einzuflößen.“

„Sire, Sie sollen Ihre großen Diebe haben,“ sagte Fouché lächelnd.

„Geben Sie sie mir, und bei Gott, ich werde sie nicht wieder entschlüpfen lassen,“ rief Bonaparte heftig. „Es ist wahrlich Zeit, ein Exempel zu statuiren, und diesen Leuten endlich zu zeigen, daß ich das Wiedervergeltungsrecht in Anspruch nehme. Der Graf von Lille und der Herzog von Enghien hetzen immer wieder die Meute ihrer Verschwörer auf mich, sie scheinen gar keinen andern Zweck zu haben, als mich aus dem Leben zu schaffen, und sind unermüdlich mit ihren Dolchen, Höllenmaschinen und Complotten. Aber ihre eigenen Personen und die ihrer höhern Helfer und Lenker bleiben dabei immer aus der Schußweite; sie arrangiren die Mordpläne immer aus gesicherter Entfernung, und riskiren dabei gar nichts, denn wenn wir einige untergeordnete Werkzeuge atrappiren und bestrafen, so schreien die so mörderischen Spione, welche das Netz gewebt, noch obendrein über Barbarei und Grausamkeit, und berufen sich auf ihr heiliges Recht, jedes Mittel anzuwenden, um wieder zu ihrer Erbschaft zu gelangen und den Thron in Frankreich wieder aufzurichten. Sie leugnen es gar nicht, daß sie sich kein Gewissen daraus machen würden, mein

Blut zu vergießen. Nun, warum sollte ich mir also ein Gewissen daraus machen, das ihre zu vergießen? Blut für Blut, das ist das natürliche, unvermeidliche und untrügliche Gesetz der Wiedervergeltung, wehe dem, welcher es herausfordert. Diese Bourbonen thun es! Ich habe niemals einen von ihnen persönlich beleidigt; eine große Nation hat mich an ihre Spitze gestellt, und mein Blut ist ebenso viel werth, als das ihrige, es ist kein Pfützenblut, und es ist endlich Zeit, daß ich es al pari mit dem ihrigen stelle. Ich will nicht länger allen Mördern zur Zielscheibe dienen, und dann nachher immer nur den Dolch finden, statt endlich die Hände, die diese Dolche leiteten, zu fassen. Schaffen Sie mir die Hände, damit ich sie nur Einmal packen kann, und alle Dolche werden für immer verschwinden."

„Ich werde Ihnen diese Hände schaffen, oder wenigstens einige Finger derselben."

„Ich will sie Alle haben," rief Bonaparte ungestüm, „alle Finger, alle Hände. Sie haben von drei verschiedenen Verschwörungen gesprochen. Ich will die Anführer dieser drei Verschwörungen, und dann mögen alle andern laufen. Wenn man der Hydra ihre drei Köpfe abschlägt, muß sie endlich

doch sterben. Geben Sie mir also die drei Köpfe. Den Kopf der Republikaner, und den der beiden Royalisten. Den Kopf der Verschwörung Numero Zwei kenne ich, es ist der Graf von Lille, und das ist die schlaue Spinne, die sich immer hinter ihren Netzen verkriecht, aber ich kenne auch die Hand, welche durch diesen Kopf in Bewegung gesetzt wird; das ist der Herzog von Enghien, der Enkel Condé's. Das ist ein unermüdlicher Verschwörer, ganz ausstaffirt mit Höllenmaschinen und Dolchen gegen mich. Ach, er soll sich in Acht nehmen, der kleine Herzog von Enghien! Fasse ich ihn, so übe ich das Wiedervergeltungsrecht, denn ich will endlich Ruhe haben. Kommen wir nun zu Ihrer Verschwörung Numero Drei, zu Ihrem Deus ex machina, dem sogenannten Ludwig dem Siebenzehnten. Dieser Deus existirt wirklich?"

„Ja, General, er existirt."

Bonaparte lachte laut, aber dieses Lachen klang doch wie eine Drohung. „Ich habe von diesem Märchen gehört," sagte er. „Der gutmüthige Kleber glaubte daran, und nach seinem Tode übergab man mir ein nachgelassenes Schreiben Klebers, das an mich gerichtet war, und in welchem Kleber mir schrieb, sein sogenannter Neffe Louis sei der

Erbe des Königs von Frankreich, der König Ludwig der Siebenzehnte, und mich dringend anflehte, der „Waise des Temple" meinen Schutz zu gewähren. Ich ließ sogleich nach ihm forschen. Es war nach der Schlacht von Marengo, und dieser Monsieur Louis war bis dahin Adjutant des Generals Desaix."

„Ja, General, Adjutant des Generals Desaix bis zur Schlacht von Marengo, das heißt bis zum Tode des Generals Desaix."

„Wenn ich nicht irre, ward sein Adjutant bei dieser Schlacht selbst verwundet, und lag in Alessandria im Lazareth?"

„Es ist so, General. Ich bewundere, wie genau Sie von den Schicksalen dieses jungen Mannes unterrichtet sind."

„Von da an ist mir aber jede Spur verloren gegangen, und alle meine Nachforschungen sind vergeblich gewesen. Der Adjutant Desaix's, der so tapfer gefochten, der meinen sterbenden Kriegskameraden in seinen Armen gehalten, hätte wohl eine Belohnung, ein Avancement verdient, und ich wollte es ihm gewähren, deshalb forschte ich nach ihm, aber es war vergeblich, und jede Spur ist verloren. Ich glaubte ihn gestorben, und jetzt kommen Sie,

und fabeln mir von einer Verschwörung Ludwigs des Siebenzehnten. Dieser junge Betrüger existirt also immer noch, und es giebt Kinderseelen, welche an die Erzählung seines Märchens glauben?“

„General, er erzählt gar nichts davon, denn er ist sehr schweigsam und sehr verschlossen. Aber er hat Zeugnisse, welche für ihn sprechen, und welche beweisen, daß es sich bei ihm nicht um Märchen, sondern um ein Stück Geschichte handelt. Seine Papiere beweisen klar und unwiderleglich seine Abkunft und den Gang seiner Lebensschicksale.“

„Ich möchte diese Papiere wohl einmal sehen,“ rief der Consul.

„Er läßt sie niemals aus seinen Händen, General, denn er weiß sehr wohl, daß eine Krone daraus hervorblühen kann.“

„So bringen Sie mir den ganzen Menschen, dann habe ich ihn und seine Krone,“ rief Bonaparte mit der grollenden Stimme eines Löwen. „Ist dieser Mensch nicht das Haupt einer Verschwörung?“

„Ja, General, das Haupt einer Verschwörung, die ich geleitet habe, weil ich alle Fäden dieser Verschwörungen in Händen haben mußte, wenn ich klar sehen wollte. Um die Royalisten zu prüfen, warf

ich ihnen diesen Bissen hin, und Viele von ihnen haben angebissen, und haben sich dem jungen König zugewandt. So habe ich eine Spaltung in den Reihen der Royalisten herbeigeführt, und der Graf von Lille merkt schon die Folgen davon. Die sogenannte Waise des Temple hat zu dieser Stunde keinen Feind, der ihn glühender haßt, als der Graf von Lille."

„Aber diese Feindschaft des Grafen von Lille huscht wie eine Blindschleiche im Dunkeln dahin," grollte Bonaparte. „Ich brauche greifbare Anklagen, haltbare Beweise, an denen ich meine Feinde packen kann. Können Sie mir diese geben?"

„General, es wird mir nicht schwer werden, alle meine Anschuldigungen zu beweisen; wir sprechen nachher davon. Erlauben Sie mir nur vorher noch ein Wort über den gefährlichen Adjutanten Desaix's, den Obristen Louis. Sie sagten, General, Sie hätten sich vergeblich bemüht, über diesen interessanten und tapfern jungen Mann Nachrichten zu erhalten. Diese Bemühungen fallen in die Jahre, in welchen Herr Regnier d'Angely Polizeiminister war und in welchen es meinen Feinden gelungen, mir das Vertrauen des Ersten Consuls zu entziehen. Aber wäre ich damals Polizeiminister gewesen, so würde ich

Ihnen haben sagen können, daß der junge Mann, welchen Sie suchten, und über den Sie gar keine Auskunft erhalten konnten, daß dieser Monsieur Louis hier in Paris lebte."

„Was?" rief Bonaparte auffahrend. „Dieser sogenannte König Ludwig der Siebenzehnte wäre damals in Paris gewesen?"

„General, er ist noch da, er lebt in Paris seit vier Jahren, ungefähr so lange, als Herr Regnier d'Angely Polizeiminister ist."

„Und Regnier hat mir nichts davon gesagt? Er hat nicht gewußt, daß ein so gefährliches Individuum in Paris lebt?"

Fouché zuckte die Achseln. „Herr Regnier, der die Existenz geheimer Gesellschaften in Frankreich bestreitet, und Ihnen sagt, daß die Meuchelmörder, welche in letzter Zeit so oft Ihr Leben gefährdet haben, daß die Alle aus dem Auslande von den Kronprätendenten geschickt werden, und daß es in Frankreich gar keine Verschwörer giebt, Herr Regnier konnte daher auch die Häupter dieser geheimen Gesellschaften nicht kennen. Er ließ dieselben als harmlose Privatpersonen ungehindert in Paris ihrem Vergnügen nachgehen. Ich aber kenne sie, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, General, daß der so-

genannte Neffe Klebers, der Obrist Louis, hier in Paris lebt. Er kam gleich nach seiner Ankunft in Paris zu mir, und ich händigte ihm die Papiere und Documente ein, welche mir Desaix für ihn anvertraut und welche ich feierlich geschworen hatte, seinem Adjutanten Louis zu übergeben. Der junge Mann faßte Vertrauen zu mir, und da ich ihm mit Reue und Begeisteruug von seinem Vater und seiner Mutter sprach, und ihn als Majestät anredete, gewann ich seine Liebe. Er öffnete mir sein Herz, gestand mir, daß er Ludwig der Siebenzehnte sei, und forderte von mir Rath und Unterstützung. Ich sagte ihm Beides zu und zeigte mich sehr unterthänig und ergeben. Mein erster Rathschlag war, daß der junge Mann unter einem erborgten Namen incognito leben sollte. Damit ihm dies möglich wäre, gab ich ihm selber den Namen für sein Incognito, und ließ ihm die nöthigen Beglaubigungen und Documeute, bestehend in seinem Taufschein, Geburtsschein, und Eheschein seiner Eltern, in den Papieren über seine von den Eltern angetretene Erbschaft ausfertigen."

„Und alle diese Documente waren falsch und betrügerisch?" fragte Bonaparte erstaunt.

„Es giebt überall gefällige Beamte in Frank-

reich," erwiederte Fouché lächelnd. „Ich begnügte mich aber nicht, meinem Schützling die Papiere zu verschaffen, welche ihm einen anständigen Namen, eine honorable Familie und ein sorgenfreies Leben sicherten, sondern ich that noch mehr. Nachdem ich dem jungen Manne zu seiner Wiedergeburt und zu seinem neuen Leben behülflich gewesen, sorgte ich nun auch dafür, ihm seinen Todtenschein zu verschaffen und dem Monsieur Louis den Paß aus dem Leben zu besorgen. Um ihn vor jeder Nachstellung zu sichern, sagte ich ihm, müsse der Adjutant Desaix's gestorben sein. Er billigte das, und ich trug Sorge, mir aus dem Lazareth von Alessandria ein beglaubigtes und untersiegeltes Attest zu verschaffen, welches bescheinigt, daß der Obrist Louis, der Adjutant des Generals Desaix, im Lazareth von Alessandria an seinen Wunden gestorben sei."

„Mein Gott," rief Bonaparte, „es ist also Alles im Leben käuflich!"

„Ja, General, Alles, die Treue wie die Liebe, das Leben wie das Sterben! Ich habe den Sohn des Königs von Frankreich sterben und wieder auferstehen lassen, Alles mit Geld und Bestechung. Als indessen der Todtenschein für den Obrist Louis hier bei mir anlangte, war inzwischen eine Verände-

rung eingetreten. Ich war meiner Ministerstelle enthoben, und Regnier war mein Nachfolger. Ich behielt also den Todtenschein in meiner Verwahrung; aber um meinen Schützling im Falle meines Todes sicher zu stellen, schrieb ich ihm, daß ich den Todtenschein für ihn, als den Neffen Klebers, den Obristen Louis, erhalten habe, und daß er daher fortan ungefährdet unter seinem angenommenen Namen in Paris leben könne. Diesen Brief unterzeichnete ich mit meinem ganzen Namen, und fügte auch mein Siegel hinzu, damit im Nothfall ihm dieses Schreiben dereinst als Document zur Beglaubigung seiner Existenz dienen könne."

„Fouché, Sie sind ein schlauer Fuchs," sagte Bonaparte mit einem Lächeln. „Es ist leichter, sich vor einer Kanonenkugel zu hüthen, als vor Ihren Listen und Ränken, und von Ihnen kann man wirklich sagen, wie der Preußenkönig es gesagt: „Gott, behüte mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden werde ich mich schon selber hüten!" Demnach haben Sie den Obrist Louis aus Freundschaft sterben, und unter einem andern Namen wieder auferstehen lassen?"

„Ja, General, so ist es! Der Obrist Louis, das heißt, der rechtmäßige König Ludwig der Sieben-

zehnte, ist in meinen Händen ein Werkzeug, das ich allen Parteien als Schreckbild entgegen halten, das ich aufhalten und verschwinden lassen kann, je nachdem es mir beliebt. Vorläufig hat mir dieses Werkzeug dazu genützt, um nicht allein Uneinigkeit und Hader in die beiden Parteien der Royalisten zu bringen, sondern auch viele Republikaner, die ein weiches Herz hatten, dem jungen, unglücklichen König als eifrige Parteigänger zuzuführen."

„Und später," sagte Bonaparte mit strengem Ton, „später möchten Sie dieses Ihr Werkzeug dazu benutzen, um auch die vierte Partei, von welcher Sie vorher sprachen, um auch die Bonapartisten zu schrecken? Sie haben sich aber geirrt, Fouché, diese Berechnung stimmt nicht, und Ihre Klugheit hat sich hier überklügelt. Mich schrecken Sie nicht, und wenn es wirklich geschehen könnte, daß die französische Nation mir eine Kaiserkrone anböte, so würde ich, indem ich den Fuß auf den Thron setzte, ihn zugleich auf den Nacken aller Rebellen und Kronprätendenten setzen. Mit einem einzigen Elephantentritt würde ich sie Alle vernichten. Ich will keine Parteiungen und politische Zerklüftungen, ich will alle diese Revolten und Empörungen zum Schweigen bringen. Es soll in Frank-

reich keine geheimen Gesellschaften geben, und gegen alle und jede Verschwörer, weß Standes und Ranges sie immer sein mögen, werde ich von nun an die unnachsichtigste Strenge der Gesetze in Anspruch nehmen. Merken Sie sich dies, Fouché. Ich will ein Ende machen mit allen Parteien, und nur, wenn Sie mir die Häupter derselben überliefern, das heißt, nicht meiner persönlichen Rache, denn ich kenne keine Rache gegen dies feige Gewürm der Verschwörer, sondern der gerechten Strafe und den vergeltenden Gesetzen der Justiz Frankreichs, nur wenn Sie im Stande sind, durch einen großen Coup und eine begründete Anklage alle Verschwörungen zu vernichten, und alle geheimen Gesellschaften an das Licht zu ziehen, nur dann werden Sie Polizeiminister. Nur dann wird der künftige Kaiser Ihnen einen Herzogstitel geben."

„General, ich baue auf Ihr Wort, und ich bin sicher, Polizeiminister und Herzog zu werden. Wir werden ein Ende machen mit allen Verschwörern."

„Auch mit diesem Monsieur Louis," sagte Bonaparte lebhaft. „Es ist eine unbequeme und lästige Gestalt. So lange er lebt, würde er selbst in dem Hermelin eines Kaisermantels wie ein lästiges Insekt sein, das immer sticht und prickelt. Man muß

sich solche Insecten nicht in seinen Pelz kommen lassen, und dieser Monsieur Louis muß ein für alle Mal beseitigt werden. Ich hoffe, er hat sich hinlänglich in die Verschwörung verwickelt, um nicht mit heiler Haut wieder herauskommen zu können!"

„General, ich sagte Ihnen schon, daß seine Anhänger ihm vorgestern in einer geheimen Versammlung feierlich gehuldigt haben als ihrem König. Es ist freilich wahr, daß der arme kleine Mensch dagegen lebhaft opponirte, und alle Ehren und Würden beharrlich von sich ablehnte, aber das Factum bleibt doch dasselbe."

„Und an diesem Factum soll man ihn festhalten," rief Bonaparte mit grollender Stimme. „Es muß ein Exempel statuirt werden, und dieser Louis ist dazu eine geeignete Persönlichkeit. Er muß das bête de souffrance sein für alle Uebrigen. Er ist das Haupt einer Verschwörung, wir werden dieses Haupt zerschmettern, und dann werden die Glieder von selber zerfallen. Außer den empfindsamen Seelen, welche die Ammenmärchen lieben, und an alle glauben, wird Niemand da sein, der um ihn weint. Niemand wird seinen Tod beklagen, aber Alle wird er schrecken. Richten Sie sich nicht darnach, Fouché, und setzen Sie jetzt die Höllenmaschi-

nen Ihrer Intriguen in Bewegung, damit wir ein Ende machen mit den Verschwörungen."

„General, dazu ist nur Eins nöthig, nur, daß ich Polizeiminister bin, und die Gewalt in Händen habe, um meine Höllenmaschinen wirksam spielen zu lassen."

„Aber ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich Sie erst zum Minister machen will, wenn Sie mir die untrüglichen Beweise geben, daß Ihre Verschwörungen nicht die Hirngespinste Ihrer ehrwürdigen Phantasie sind."

„Nun wohl denn, General, jetzt, da wir einig sind, bin ich bereit, diese Beweise zu geben. Ich habe Ihnen gesagt, daß die Royalisten und Republikaner sich dahin geeinigt haben, Ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie haben aus Ihren Parteien im Auslande fünfzig Mitglieder durch Kugelung ausgewählt, welche sich nach Paris begeben sollten, um hier das große Werk Ihrer Vernichtung zur Ausführung zu bringen. Diese fünfzig Mörder und Räuber sind in Paris angelangt, und ihre Häupter haben gestern eine Zusammenkunft mit den Häuptern der hiesigen Verschworenen gehabt."

„Fouché," rief Bonaparte mit donnernder Stimme, „bedenken Sie wohl, was Sie sagen.

Sie spielen um Ihren Kopf! Wenn diese fünfzig Mörder und Räuber nur eine Erfindung Ihrer Phantasie sind, so sind Sie es, welcher dafür zu büßen hat."

„Diese fünfzig Räuber und Mörder sind seit vorgestern in Paris," sagte Fouché ruhig. „Sie sind auf verschiedenen Wegen, unter angenommenen Namen als harmlose Reisende hier angelangt, und es hat gestern die erste Besprechung mit dem Haupte der republikanischen Partei stattgefunden."

„Wer ist dieses Haupt? Nennen Sie es mir, oder ich nenne Sie einen Lügner und Betrüger!"

„Dieses Haupt," sagte Fouché langsam, jedes Wort betonend, „dieses Haupt ist der General Moreau."

Bonaparte stieß einen dumpfen Schrei aus, eine aschfarbene Blässe überzog sein Angesicht, er preßte die Lippen fest auf einander, seine Augen flammten auf in so furchtbaren Zornesblitzen, daß selbst Fouché erbebte, und den Blick niedersenkte.

„Moreau," murmelte Bonaparte nach einer langen Pause, „Moreau ein Verschworener, ein Staatsverräther. Moreau im Bunde mit Mördern, welche die Royalisten gegen mich aussenden!

Ich wußte wohl, daß er mein Feind sei, aber ich dachte nicht, daß seine Feindschaft ihn zum Meuchelmörder machen könne."

Er ging mit heftigen Schritten, die Hände auf dem Rücken gefaltet, mehrmals auf und ab, dann blieb er dicht vor Fouché stehen, und schauete ihm starr und fest in's Gesicht.

„Fouché, bleiben Sie bei Ihrer Behauptung, daß Moreau ein Verschwörer ist?"

„Ich bleibe dabei, General."

„Und diese fünfzig Mörder, welche die Royalisten mir senden, sind in Paris?"

„Ja, General, Sie sind in Paris, und Georges und Pichegru stehen an ihrer Spitze."

„Fouché," schrie Bonaparte, die geballte Faust drohend gegen ihn ausstreckend, „Fouché, so wahr ein Gott lebt, ich lasse Sie als einen Staatsverräther hinrichten, wenn Sie gelogen haben!"

„General, so wahr ein Gott lebt, ich habe die Wahrheit gesagt. Ich bin hierher gekommen, um Ihnen zu zeigen, wer Ich bin, und wer Regnier ist. Ich habe gewartet, bis das ganze Netz dieser Verschwörungen ausgebreitet und vollendet sei. Jetzt ist die Zeit da, wo ich sprechen mußte, und also

sage ich Ihnen: General, handeln Sie, denn es ist Gefahr im Verzuge!“

Bonaparte hatte sich, zitternd vor innerer Bewegung, auf den Fauteuil niedergeworfen, und er nahm, wie er das in Momenten der furchtbarsten Aufregung zu thun pflegte, das aufgeschlagene Taschenmesser von seinem Schreibtisch und begann, während er tiefem Nachdenken sich hingab, an der Holzlehne des Fauteuils zu schnitzeln.

Fouché stand an die Wand gelehnt, und schaute mit vollkommener Ruhe und einem unmerklichen Lächeln dieser seltsamen Beschäftigung des Generals zu, als die Thüre des Kabinets geöffnet wurde und der Mameluck Rustan in derselben erschien.

„Consul,“ sagte er leise, „der Staatsrath Réal ist wieder da, und verlangt dringend Gehör.“

Bonaparte fuhr empor, warf das Messer hin, und sprang auf. „Réal,“ rief er mit lauter Stimme.

Sofort erschien in der offenen Thür der Gerufene, eine hohe ernste Gestalt, mit so bleicher verstörter Miene, daß es selbst Bonaparte, trotz seiner eigenen innern Erregung, gewahrte.

„Was haben Sie, Réal?“ fragte er lebhaft.

„Haben Sie den zum Tode Verurtheilten gesprochen?"

„Ja, General, ich habe ihn gesprochen," murmelte Réal mit bleichen Lippen.

„Und es ist wie ich sagte, nicht wahr? Dieser Wundarzt Querolle hat sich nur verrühmt, große Entdeckungen machen zu können, weil er nur sein Leben um einige Stunden verlängern wollte. Er hat seine Frau vergiftet, um seine Concubine zu heirathen, und der Giftmischer wird hingerichtet."

„General," rief Fouché beinahe freudig, „ich kenne Querolle, und ich weiß, daß seine Frau sich selbst vergiftet hat. Querolle ist kein Giftmischer."

„Was ist er denn, Herr Allwissenheit?" schrie Bonaparte.

„General, er ist ein Verschwörer!"

„Ein Verschwörer!" wiederholte Bonaparte, und jetzt wandte sein düsterer Blick sich wieder auf den Staatsrath hin. „Réal, was wissen Sie? Was hat Ihnen der Verurtheilte gesagt?"

„Consul, er schwört, daß er unschuldig ist an dem Tode seiner Frau, aber er klagt sich selber an, daß er einer Verschwörung angehört, welche bezweckt, den Consul der Republik, den General Bonaparte zu ermorden. Er behauptet, daß die Royalisten

und Republikaner sich zu einem Bunde geeinigt haben, daß fünfzig Emissaire des Grafen von Lille und des Herzogs von Enghien, an ihrer Spitze Pichegru und Georges, sich in Paris eingeschlichen haben, daß sie gestern eine Zusammenkunft mit dem General Moreau, und dem in Paris verborgenen, sogenannten König Ludwig den Siebenzehnten gehabt haben, und daß zu dieser Stunde fünfzig Mörder die Straßen von Paris durchschleichen und die Tuilerien bewachen, auf eine Gelegenheit lauernd, um den Ersten Consul zu ermorden."

Das düstere Auge Bonaparte's wandte sich langsam von dem bleichen Antlitz des Staatsraths Réal auf das ruhige kluge Gesicht Fouché's hin, der sich wohl hüthete, irgend einen Ausdruck des Triumphes und der Befriedigung in seinen Mienen lesen zu lassen. Dann ging Bonaparte langsam durch das Gemach hin, und stieß mit dem Fuß die Thür auf, die in den großen Empfangsaal führte, in welchem, wie immer um diese Stunde, alle Großwürdenträger der Republik versammelt waren, um von dem Ersten Consul die Tagesbefehle zu erhalten.

„Murat," rief Bonaparte mit lauter Stimme, und sofort trat der Gerufene, der General Murat,

damals Gouverneur von Paris,¹ in die Thüre des Kabinets ein.

„Murat," befahl Bonaparte mit seiner gebieterischen Schlachtenstimme, „Sie geben sogleich Befehl, daß sämmtliche Thore von Paris geschlossen werden, und kein Fremder hinausgelassen werde bis auf Weiteres. Sie werden in einer Stunde wieder hierher kommen, und von mir eine Proklamation an Ihre Soldaten empfangen, welche Sie unterzeichnen, drucken, und an alle Straßenecken von Paris ankleben lassen. Treffen Sie alle Vorbereitungen! Gehen Sie!"

Murat trat ehrerbietig grüßend aus der Thür des Kabinets zurück, und jetzt rief die gebieterische Stimme Bonaparte's seinen General-Adjutanten aus dem Empfangsaal herbei.

„Duroc," sagte der Erste Consul mit ruhiger, fast feierlicher Stimme, „Duroc, Sie begeben sich mit zwölf Mann Soldaten zu dem General Moreau, und verhaften ihn, wo Sie ihn finden."

Das edle, offene Gesicht Duroc's erbleichte, und nahm den Ausdruck des Schreckens und Entsetzens an. „General," murmelte er, „ich bitte, daß —"

Aber Bonaparte war dies Mal nicht gewillt,

auf die besänftigende Stimme seines Lieblings zu hören.

„Keine Einwendungen," donnerte er. „Sie haben zu gehorchen! Weiter nichts!"

Duroc, bleich und tief bewegt, trat zurück, und Bonaparte schlug die Thür des Kabinets wieder zu. „Réal," sagte er, „kehren Sie in das Gefängniß zu dem Verurtheilten zurück, bringen Sie ihm seine Begnadigung, und schaffen Sie ihn hierher, denn ich will ihn selbst verhören. Eilen Sie!"

Der Staatsrath Réal entfernte sich, und Bonaparte blieb jetzt allein mit Fouché zurück. „Sie haben Ihre Beweise gegeben, Fouché," sagte Bonaparte, „und ich glaube Ihnen jetzt. Wenn man Wölfe hetzen muß, sind Sie ein guter Bluthund, und wir wollen die Jagd beginnen. Ich mache Sie von diesem Augenblick an vorläufig zum Chef der geheimen Polizei, Sie werden als solcher mir diese ganze Sache erst zu Ende führen, mir helfen, das ganze Mordgewebe zu zerreißen, und Ihr Lohn wird sein, daß ich Sie wieder zum Polizeiminister ernenne.*) Ich werde mein Wort er-

*) Die Ernennung Fouché's zum Polizeiminister erfolgte dann im Juni dieses Jahres 1804.

füllen, sobald Sie das Ihre erfüllt, und mir die Häupter der Verschworenen ausgeliefert haben."

„Sie lassen eben Moreau verhaften, General," erwiderte Fouché ehrerbietig. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß in einigen Stunden auch Pichegru und Georges verhaftet sein werden."

„Sie vergessen die Hauptperson," rief Bonaparte, über dessen eherner Stirn es wie eine Gewitterwolke hinzog. „Sie vergessen die Fratze des begrabenen Königthums, den sogenannten König Ludwig den Siebenzehnten. Still! Ich sage Ihnen, ich will diesen Menschen haben, ich will der royalistischen Natter den Stachel ausreißen, damit sie nicht mehr beißen kann. Schaffen Sie mir den Menschen her. Die Republik ist eine zürnende Göttin, und sie verlangt ein Königsopfer. Geben Sie mir diesen Betrüger, oder es geschieht etwas Schlimmeres, und ich nehme ein anderes königliches Haupt! Gehen Sie, und ich rathe Ihnen, bringen Sie mir, ehe die Sonne sinkt, die Botschaft, daß dieser fabelhafte König Ludwig als Betrüger verhaftet ist, oder die Sonne Ihres Glückes ist auf immer untergegangen! Fort jetzt! Gehen Sie hier hinaus durch den kleinen Corridor, und dann durch

die geheime Pforte, Sie kennen den Weg! Gehen Sie!"

Fouché wagte dem gebieterischen Befehl nicht zu widersprechen, sondern zog sich leise und eilig nach der Portière zurück, welche nach dem kleinen düstern Vorzimmer, und von da durch eine Thür, welche nur die Eingeweihten zu öffnen verstanden, auf den geheimen Corridor führte.

Aber kaum war Fouché in das kleine düstere Vorzimmer eingetreten, als eine Hand sich auf seinen Arm legte, und eine Frauenstimme flüsterte: „Ich muß Sie sprechen! Sogleich! Kommen Sie! Hierher!"

Die Hand zog ihn vorwärts nach der Wand hin, eine Thüre sprang auf, leise, geräuschlos. Die Hand zog Fouché vorwärts, die Stimme flüsterte: „Vier Stufen hinab. Seien Sie vorsichtig!"

XXXII.

Josephine.

Fouché weigerte sich nicht, er folgte ohne Widerstreben seiner Führerin die kleine Treppe hinunter, den dunklen Corridor hinab, die andere kleine Treppe wieder hinauf. Er hatte die Stimme erkannt, er wußte, daß seine Führerin keine andere war, als Josephine, die Gemahlin des Ersten Consuls.

Jetzt, durch die geheime Thüre, die sich am Ende des Corridors befand, traten sie ein in ein düsteres kleines Vorzimmer, ganz dem ähnlich, welches vor dem Cabinet des Consuls lag, und Josephine führte ihn von dort nun in ihr Cabinet.

„Sie werden Bonaparte nichts sagen von diesem geheimen Wege, Fouché," sagte Josephine mit sanfter, bittender Stimme. „Er kennt ihn nicht, ich habe ihn heimlich anfertigen lassen, während er im vorigen

Sommer in Boulogne war. Sie schwören mir, daß Sie nichts davon verrathen?"

„Ich schwöre es, Generalin."

„Gott weiß es, daß ich diesen Weg nicht geschaffen habe aus Neugierde, um Bonaparte behorchen zu können," fuhr Josephine fort. „Aber es ist zuweilen nöthig, daß ich weiß, was geschieht, und daß ich, wenn Bonaparte wüthet, herbeieilen kann, ihn zu besänftigen, und seinen Zorn zu beschwichtigen. Ich habe schon manches Unheil verhüthet, seit ich diesen geheimen Weg gehen und Bonaparte behorchen kann. Aber was habe ich heute hören müssen! Oh Fouché, es war Gott selber, welcher mir den Gedanken eingab, zu horchen. Ich war bei ihm, als man Sie meldete, und ich dachte mir wohl, daß Ihr Besuch etwas Besonderes, Schreckliches zu bedeuten habe. Ich habe Alles gehört, Fouché, Alles, sage ich Ihnen! Ich weiß, daß sein Leben bedroht ist, daß funfzig Dolche auf ihn gerichtet sind. Oh mein Gott, diese ewige Angst und Aufregung wird mich tödten! Ich habe keinen Frieden, keine Seelenruhe mehr! Seit dem unglücklichen Tage, daß wir unser liebes, kleines Haus verlassen haben, um in den Tuilerien zu wohnen, seit diesem Tage ist es vorbei mit allem Glück und

aller Freude. Warum haben wir das gethan, warum sind wir nicht in unserm kleinen Luxemburg geblieben, warum haben wir uns verleiten lassen, das Schloß der Könige zu bewohnen!"

„Dem größten Manne Frankreichs geziemt es wohl, das ausgestorbene Haus der Könige zu bewohnen," sagte Fouché.

„Ja wohl," seufzte Josephine, „ich kenne diese Redensarten, mit denen Ihr meinem armen Bonaparte den Kopf betäubt. Oh Ihr, Ihr, seine Schmeichler und Hetzer, Ihr werdet die Schuld tragen, wenn das Unglück über uns hereinbricht! Ihr habt ihn berauscht mit dem Weihrauch der Schmeichelei, Ihr flößt ihm täglich, stündlich dies süße Gift ein, an welchem unser Glück und unser Friede sterben wird. Er war so gut, so fröhlich, so glücklich, mein Bonaparte! Er war zufrieden mit den Lorbeern, welche seine Siege ihm um die Stirn gelegt, aber Ihr flüstertet fort und fort in sein Ohr, daß seinen Lorbeern eine Krone gebühre. Ihr schmeicheltet seinen ehrgeizigen Wünschen, und was ganz geheim in der Tiefe seines Herzens schlummerte, und was ich beschwichtigte mit meinen Küssen, mit meiner streichelnden Hand, das gabt Ihr Euch alle Mühe hervorzuziehen an das Licht: seinen

Ehrgeiz, seine Eitelkeit, seine Machtgelüste! Oh Fouché, Ihr seid schlecht, grausam und erbärmlich! Ich hasse, ich verabscheue Euch Alle, denn Ihr werdet die Mörder meines Bonaparte sein!"

Sie hatte das Alles mit leiser Stimme, mit fliegendem Athem gesprochen, während die Thränen ihr über das liebliche Angesicht strömten, und ihre ganze Gestalt bebte vor innerer Bewegung. Jetzt sank sie ganz zerbrochen auf einen Sessel nieder und schlug ihre kleinen, von Brillanten funkelnden Hände vor ihr Angesicht.

„Generalin, Sie sind ungerecht," sagte Fouché leise. „Wenn Sie meine Unterredung mit dem Ersten Consul gehört haben, so wissen Sie auch, daß ich gerade gekommen bin, um ihn vor Mördern zu bewahren, und sein kostbares Leben zu sichern."

„Und dabei das Gift von der zukünftigen Kaiserkrone in sein Ohr zu träufeln," zürnte Josephine. „Oh, ich kenne das! Mit Verschwörungen, mit Dolchen hetzt Ihr ihn vorwärts. Ihr wollt, daß Er Kaiser werde, damit Ihr Herzöge und Fürsten werdet! Ich sehe das Alles, und ich kann's nicht hindern, denn er glaubt mir nicht mehr, er hört nicht mehr auf die Stimme seiner Josephine, sondern nur noch auf die Stimme seiner ehrgeizigen Schmeichler,

und er wird sich die Kaiserkrone aufzwingen lassen zu unserm Unglück! Oh ich weiß das! Diese Kaiserkrone wird uns zerschmettern! Man hat es mir wohl in meiner Jugend schon prophezeiht, daß ich Kaiserin würde, aber man hat mir auch prophezeiht, daß es nicht auf lange Zeit sein würde. Und ich möchte so gern noch leben, und ich möchte so gern noch glücklich sein!"

„Sie werden es sein, Generalin," sagte Fouché lächelnd. „Es ist immerhin ein Glück, eine Kaiserkrone zu tragen, und Ihr schönes und edles Haupt verdient es, sie zu besitzen."

„Nein, nein," rief sie zornig. „Fangen Sie Ihre Schmeicheleien nicht auch bei mir an! Ich bin es zufrieden, eine geliebte und glückliche Frau zu sein, ich verlange keine Krone. Die gekrönten Häupter, welche in den Tuilerien wohnen, sind dem Unheil verfallen, und die Perlen ihrer Krone verwandeln sich in Thränen! Aber was hilft es, daß ich das Alles Ihnen sage und klage, es ist doch vergeblich, ganz vergeblich! Ich habe Sie auch nicht deshalb hierher geführt. Es ist um etwas ganz Anderes! Hören Sie, Fouché, ich kann es nicht hindern, daß Ihr Bonaparte zum Kaiser macht, aber Ihr sollt ihn nicht zum Königsmörder machen!

Ich leide es nicht, bei Gott und allen Heiligen schwöre ich es Ihnen, ich leide es nicht!"

„Ich verstehe Sie nicht, Generalin," sagte Fouché, „ich weiß nicht, was Sie meinen."

„Oh, Sie verstehen mich sehr wohl, Fouché. Sie wissen, daß ich von dem König Ludwig dem Siebenzehnten spreche."

„Ach, Generalin," lachte Fouché, „Sie wollen sagen von dem Betrüger, der sich für die „Waise des Temple" ausgiebt."

„Der ist es, Fouché. Ich weiß es, ich kenne die Geschichte seiner Flucht. Ich war als Gefangene in der Conciergerie, und ich war in seinem Gefängniß mit Toulan, dem Getreuen der Königin. Er kannte meine Anhänglichkeit für die unglückliche Königin, er vertraute mir sein Geheimniß von der Flucht des Dauphin. Und später, als ich befreit ward, da haben mir Tallien und Barras es bestätigt, daß der Dauphin entflohen war, daß er vom Prinzen von Condé verborgen gehalten werde. Ich habe Alles gewußt, Alles, sage ich Ihnen, ich habe gewußt, wer der Adjutant Kleber's war, ich forschte ihm nach, als er nach der Schlacht von Marengo verschwunden war, und als meine Agenten mir meldeten, daß der junge König gestorben sei, da

habe ich um ihn getrauert und für ihn gebetet. Und nun, da ich erfahre, daß der unglückliche Sohn meiner schönen Königin noch lebt, nun soll ich es dulden, daß er wie ein Verbrecher sterben soll. Nein, nimmermehr wird das geschehen, ich sage Ihnen, Fouché, ich werde es nicht leiden, ich will nicht, daß dieser unglückliche junge Mann geopfert werde! Sie müssen ihn retten, ich will es!"

„Ich!" rief Fouché erschrocken. „Aber Sie wissen, daß das unmöglich ist, denn Sie haben ja meine Unterredung mit dem Ersten Consul gehört. Er hat es selbst gesagt: „Die Republik fordert ein Königsopfer. Wenn es nicht dieser sogenannte König Ludwig ist, so wird es der Herzog von Enghien sein," denn ein Opfer muß fallen, damit die Royalisten erschrecken, und endlich Ruhe geben."

„Aber ich will nicht, daß Ihr Menschenopfer bringt," rief Josephine, „die Republik soll kein blutiger Moloch mehr sein wie in den Zeiten der Guillotine. Sie sollen, und Sie müssen den Sohn der Königin Marie Antoinette retten. Ich verlange es, damit ich in meinem Gewissen Ruhe habe, damit ich ohne Vorwürfe leben, und vielleicht sogar wieder glücklich sein kann."

„Aber es ist unmöglich!" betheuerte Fouché.

„Sie haben es ja gehört. Wenn ich nicht, bevor die Sonne sinkt, den Obrist Louis in das Gefängniß gebracht habe, so ist die Sonne meines Glückes untergegangen."

„Und ich sage Ihnen, Fouché, wenn Sie dies thun," rief Josephine drohend, „wenn Sie dies zweite Mal zum Königsmörder werden, so bin ich Ihre unversöhnliche Feindin für das ganze Leben, so übernehme ich es, die Königin und ihren unglücklichen Sohn an Ihnen zu rächen, so werde ich Sie mit meiner Feindschaft verfolgen auf jedem Schritt, und werde nicht eher ruhen, als bis ich Sie vernichtet habe. Und Sie wissen wohl, Bonaparte liebt mich, und ich habe Einfluß auf ihn, und was ich will, das setze ich zuletzt doch durch mit meinen Bitten, meinen Thränen, meinem Schmollen. Reizen Sie mich also nicht, Fouché, wollen Sie nicht, daß ich Ihre unversöhnliche Feindin werde! Retten Sie den Sohn des Königs, welchen Sie gemordet haben, versöhnen Sie die Manen des unglücklichen Königspaares. Fouché, wir sind hier in dem Kabinet der Königin. Hier hat sie oft geweilt, hier hat sie ihren Sohn an's Herz gedrückt und den Segen Gottes für ihn erfleht. Fouché, der Geist der Königin Marie Antoinette ist bei uns, und sie

wird es hören, wenn Sie unbarmherzig ihrem Sohne das Leben weigern. Marie Antoinette wird sie anklagen vor dem Throne Gottes, und wird zu ihm flehen, daß auch Er Ihnen Barmherzigkeit verweigere, wenn Sie, Fouché, einst kommen, vor dem Throne Gottes Rechenschaft abzulegen von Ihren Thaten auf Erden. Fouché, im Namen der Königin, auf meinen Knieen flehe ich Sie an, retten Sie ihren Sohn!"

Und Josephine, das Antlitz in Thränen gebadet, sank auf ihre Kniee nieder, und hob die gefaltenen Hände flehend empor. Fouché, tief erschüttert, bleich von den Erinnerungen, welche Josephine in ihm erweckt, Fouché neigte sich zu ihr nieder, und beschwor sie aufzustehen, und da sie sich weigerte, und da sie immerfort flehte, und drohte und weinte, ward sein Starrsinn endlich gerührt, oder vielleicht war es auch nur seine Klugheit, welche ihm rieth, aus der allmächtigen Gemahlin des zukünftigen Kaisers sich lieber eine Bundesgenossin als eine Feindin zu machen.

„Stehen Sie auf, Generalin," sagte er. „Welcher sterbliche Mensch vermöchte es, Ihren Bitten zu widerstehen, da selbst Bonaparte es nicht kann.

Ich will Ihren Schützling retten, möge nachher aus mir werden, was da wolle!"

Sie sprang auf, und in dem Ungestüm ihrer Freude schlang sie ihre schönen Arme um Fouché's Hals und küßte ihn. „Fouché," sagte sie, „ich gebe Ihnen diesen Kuß im Namen der Königin Marie Antoinette. Es ist ein Kuß der Vergebung und des Segens. Sie schwören mir, daß Sie ihn retten wollen?"

„Ich schwöre es Ihnen, Generalin."

„So schwöre ich Ihnen, daß, sobald er gerettet ist, und Bonaparte's Zorn ihn nicht mehr erreichen kann, ich Bonaparte Alles sagen und bekennen, und Alles so darstellen will, daß Bonaparte Sie belohnen und Ihnen sogar dankbar sein soll. Nun sagen Sie mir aber, wie Sie ihn retten wollen?"

„Ich werde es nur können, wenn Sie mir helfen, Generalin."

„Ich bin zu Allem bereit, das wissen Sie wohl. Sagen Sie, was ich thun soll!"

„Sie müssen selber ein paar schriftliche Zeilen an den jungen Mann richten, Sie müssen ihn im Namen seiner Mutter, der Königin Marie Antoinette, beschwören, daß er flieht, daß er sich rette

vor dem Zorne des Ersten Consuls, daß er Europa verlasse."

„Oh Fouché," sagte Josephine traurig, „wie schlau Sie sind. Sie wollen meine Handschrift haben, um sich im Nothfall damit zu rechtfertigen vor dem Ersten Consul. Nun wohl, es sei, ich will Ihnen dieses Billet schreiben."

Sie eilte zu ihrem Schreibtisch hin, und warf mit fliegender Hand rasch einige Worte auf ein Briefpapier, dann reichte sie es Fouché hin: „Lesen Sie," sagte sie, „es enthält Alles, was sie gefordert haben, nicht wahr?"

„Ja, Generalin, und Sie haben Alles mit so schönen und rührenden Worten gesagt, daß der junge Mann davon bewegt werden, und Ihnen gehorchen wird. Wollen Sie nun noch die große Güte haben, das Blatt in ein Couvert zu stecken, und es zu adressiren?"

Sie faltete es und schob es in ein Couvert. „An wen soll ich adressiren?" fragte sie dann.

„Adressiren Sie: „An den König Ludwig den Siebenzehnten."

Sie that es mit einem raschen Federzug und reichte dann Fouché das Blatt dar. „Nehmen Sie," sagte sie, „es ist Ihre Rechtfertigung. Und damit

Sie ganz sicher sind," fuhr sie mit einem feinen Lächeln fort, „damit Sie ganz sicher sind, behalten Sie diesen Brief. Was ich dem jungen Manne schriftlich sagen wollte, werde ich ihm lieber mündlich sagen."

„Wie?" rief Fouché, „Sie wollten —"

„Den König sehen und sprechen," sagte sie traurig, „ihn um Vergebung flehen für mich und für Bonaparte. Still, widersprechen Sie mir nicht, es ist eine beschlossene Sache. Ich will den jungen Mann sehen."

„Aber er kann doch nicht hierher kommen, Generalin, hierher in die Höhle des Löwen?"

„Nein, nicht hierher in das entweihete Königsschloß," rief sie schmerzlich. „Nein, er kann nicht hierher kommen, ich werde zu ihm gehen."

„Sie scherzen, Generalin, das ist ja unmöglich. Sie, die Gemahlin des Ersten Consuls, Sie wollten —"

„Ich will eine Pflicht der Dankbarkeit und der Treue erfüllen, Fouché. Ich fühle mich in meinem Herzen noch immer als die Unterthanin der Königin. Lassen Sie mich meinem Herzen folgen! Hören Sie! Mein Wagen steht bereit. Ich wollte zu meiner Freundin Tallien fahren. Ich werde statt

dessen eine Spazierfahrt machen; im Bois de Boulogne lasse ich halten, schicke meinen Wagen fort, um zu Fuß zurückzukehren. Sie erwarten mich dort, neben der Fontaine mit einem Fiacre, und führen mich zu dem König."

„Es sei," sagte Fouché. „Ihr Wille soll mir Befehl sein. Nur bitte ich, sich zu beeilen, denn Sie wissen wohl, daß ich heute Vieles zu thun habe. Ich werde die Zeit benutzen, dem jungen Manne die nöthigen Reisepapiere zu besorgen. Sie aber Generalin, müssen ihm heraushelfen aus Paris. Denn Sie wissen ja, daß die Thore geschlossen sind."

„Ich werde Bonaparte sagen, daß ich mich ängstige in diesem verschlossenen Paris. Ich werde hinausfahren nach St. Cloud. Sein Wagen kann dem meinen folgen, und wenn die Thorwache ihn hindern will, werde ich ihr befehlen, ihn passiren zu lassen! Nun eilen wir uns!"

Eine Stunde später stieg Josephine, nachdem sie ihre Equipage mit dem Bedienten, — denn es gab in der Republik jetzt schon wieder Herren und Bediente, — fortgeschickt hatte, in den unscheinbaren Fiacre, der sie neben der Fontaine erwartete. Fouché empfing sie in demselben, und konnte nicht müde

werden sich zu entschuldigen über das schlechte Fuhrwerk, dessen die Gemahlin des Ersten Consuls sich bedienen müßte.

Josephine lachte. „Mein Lieber," sagte sie, „es hat Zeiten gegeben, wo ich sehr glücklich und sehr stolz gewesen wäre, wenn ich solch' einen Fiacre gehabt hätte, und nicht gezwungen gewesen wäre, zu Fuß im Schmutze die Straßen von Paris dahin wandern zu müssen. Lassen Sie es gut sein! Mich haben die jetzigen Tage des Ueberflusses nicht hochmüthig gemacht, und ich habe ein gutes Gedächtniß für die Vergangenheit. Aber sagen Sie mir, Fouché, wohin fahren wir, und wo wohnt der junge König?"

„Wir fahren, wenn Sie es gütigst genehmigen, in meine Wohnung, und ich habe den jungen Mann dorthin gebracht, denn in seiner eigenen Wohnung ist er nicht mehr sicher. Ich habe dieselbe von den Agenten der geheimen Polizei umstellen lassen, die seine Rückkehr erwarten, und Befehl haben, ihn sofort zu verhaften. Er wird aber natürlich nicht zurückkehren, und es wird dann leichter den Anschein gewinnen, als ob er von der Gefahr, die ihn bedrohete, eine Ahnung gehabt, und zu rechter Zeit entflohen sei. Aber da sind wir schon vor meiner

Thür, und wenn Sie den dichten Schleier, den Sie glücklicher Weise an ihrem Hut befestigt haben, recht sorgfältig über Ihr Antlitz ziehen, so hoffe ich, wird Niemand sehen, daß die schönste Frau in Paris mein Haus mit Ihrer hohen Gegenwart beehrt."

Josephine antwortete nicht auf diese Schmeichelei des Herrn Senators, sondern zog nur den schwarzen Spitzenschleier fest über ihr Angesicht, und beeilte sich, den Fiacre zu verlassen und in das Haus einzutreten.

„Fouché," flüsterte sie, während sie die Treppe hinauf schritt, „Fouché, mein Herz klopft so fürchterlich, wie damals, wo ich nach den Tuilerieen fuhr, um der Königin Marie Antoinette vorgestellt zu werden. Es war das erste Mal, daß ich die Königin von Frankreich sprach."

„Und jetzt, Generalin, werden Sie zu dem letzten König von Frankreich sprechen," sagte Fouché lächelnd.

„Weiß er, wer ich bin?"

„Nein, Generalin, ich habe es Ihnen überlassen wollen, es ihm zu sagen. Hier sind wir an dem Salon, er ist da drinnen!"

„Warten Sie noch einen Augenblick, Fouché.

Ich muß mich erst sammeln. Mein Herz klopft fürchterlich! So! Oeffnen Sie jetzt die Thüre!"

Sie traten ein in den kleinen Salon. Josephine blieb neben der Thüre stehen, und während sie hastig den Hut mit dem verhüllenden Schleier abnahm und ihn Fouché darreichte, waren ihre großen leuchtenden braunen Augen unverwandt auf den jungen Mann gerichtet, der die Hände über der Brust in einander geschlagen, in der Fensternische stand, und ruhig und gelassen den Eintretenden entgegenschauete. In dieser Haltung, mit dem ruhigen Ausdruck seines Gesichtes, dem sanften Blick seiner blauen Augen, glich er so genau den Jugendbildern, welche man früher von Ludwig dem Sechszehnten gehabt, daß Josephine einen Ausruf des Staunens und der Ueberraschung nicht zurück halten konnte, und rascher vorwärts schreitend, sich dem jungen Manne näherte, der jetzt aus der Fensternische hervor und ihr entgegen trat.

„Madame," sagte er, sich tief verneigend vor dieser edlen und lieblichen Frau, die er nicht kannte, deren theilnahmsvoller und inniger Blick aber sein Herz erbeben machte, „Madame, ohne Zweifel sind Sie die Dame, von welcher Herr Fouché mir gesagt hat, daß ich Sie hier erwarten solle?"

„Ja, ich bin es," sagte Josephine mit vor Rührung bebender Stimme, die in Thränen schwimmenden Augen unverwandt auf dieses ernste jugendliche Antlitz gerichtet, das ihr vergangene schöne Zeiten zurückrief. „Ich bin gekommen, um Sie zu sehen, um Ihnen die Grüße eines Mannes zu bringen, den Sie geliebt haben, der Sie anbetete, und der gestorben ist, indem er Sie segnete."

„Von wem reden Sie, Madame?" fragte Louis erbleichend. „Es ist wahr, Alle welche mich geliebt haben, sind todt, und nur aus dem Grabe können mir Liebesgrüße ertönen. Aber wer ist es? Welcher Gestorbene grüßt mich durch diese schönen Lippen?"

„Die Menschen nannten ihn Toulan," flüsterte Josephine, „die Königin Marie Antoinette nannte ihn Fidèle."

„Fidèle," rief Louis mit einem Schmerzensschrei. „Fidèle ist todt! Mein Lebensretter, Er, dessen Treue, dessen Kühnheit mich erlöste aus meinem fürchterlichen Gefängniß. Oh, Madame, welch eine traurige Nachricht bringen Sie mir da!"

Josephine wandte sich mit einem leuchtenden, triumphirenden Blicke nach Fouché um, der hinter ihr in der Nähe der Thüre stehen geblieben war.

Dieser Blick sagte: „Sie sehen es, er ist kein Betrüger. Er hat die Probe bestanden.“

Fouché verstand die Sprache dieses Blickes sehr wohl, und ein Lächeln glitt über seine Züge hin. Dann wandte Josephine sich wieder dem jungen Manne zu.

„Sie wußten es nicht, daß Toulan gestorben ist?“ fragte sie sanft.

„Wie konnte ich es wissen,“ rief er schmerzlich. „Man brachte mich damals weit fort auf ein einsames Schloß, wo ich mehrere Jahre verblieb, dann kam ich nach Deutschland, und von dieser Zeit an habe ich fortwährend im Auslande gelebt. Seit ich wieder in Paris bin, habe ich wohl den Versuch gemacht, mich nach ihm zu erkundigen, allein Niemand konnte mir Nachricht über Toulan geben, und so tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß er wirklich nach Amerika gegangen, denn das war seine Absicht, wie mir der andere Herr, der ihm bei meiner Lebensrettung behülflich gewesen, damals gesagt hatte.“

„Dieser andere Herr,“ sagte Josephine leise, „dieser andere Herr war der Baron von Jarjayes. Und das Kind, welches man in den Temple brachte, war der —“

„Der Sohn des Grafen von Frotté," ergänzte Louis.

„Fouché, er ist es," rief Josephine. „Es ist der Sohn meiner edlen, unglücklichen Königin Marie Antoinette. Oh Sire, lassen Sie mich Ihnen meine Ehrfurcht bezeugen, wie es der Unterthanin zukommt, wenn sie ihrem König gegenüber steht. Sire, ich beuge meine Kniee vor Ihnen, und ich möchte mein ganzes Leben hinströmen in Thränen und Schmerz, möchte mit jeder dieser Thränen Sie um Vergebung anflehen für Frankreich, für uns Alle!"

Und die schöne, leidenschaftliche Creolin sank auf ihre Kniee nieder, und hob das liebliche, von Thränen überfluthete Angesicht zu dem jungen Manne empor, der verwirrt, erröthend sie anstarrte, dann sich hastig zu ihr neigte, und sie beschwor sich zu erheben.

„Nicht eher, Sire," rief Josephine, „als bis Sie mir sagen, daß Sie mir, daß Sie uns Allen vergeben haben."

„Ich Ihnen? Mein Gott, was könnte ich Ihnen zu vergeben haben? Herr Fouché, wer ist diese Dame, welche mich und meine Schicksale kennt, welche mir Grüße bringt von Fidèle? Was kann

ich ihr zu vergeben haben? Wer ist sie? Nennen Sie mir ihren Namen."

„Monsieur," sagte Fouché, zögernd näher tretend, „diese Dame ist —"

„Still, Fouché, ich will es ihm selber sagen," unterbrach ihn Josephine. „Sire, als Ihre schöne erhabene Mutter noch in Versailles weilte, hatte ich die Ehre, ihr vorgestellt zu werden, und an den Empfangstagen, an den großen, wie den kleinen, war ich zugegen. Eines Tages, es war schon in den unglücklichen Tagen der Schreckenszeit, wo die schöne Königin Versailles und das geliebte Trianon verlassen hatte und in den Tuilerien wohnte, eines Tages begab ich mich dorthin, um der Königin meine Ehrfurcht zu bezeugen."

„Das heißt, Madame," rief Louis, „Sie waren eine muthige und treue Frau, denn nur die Muthigen und die Treuen wagten sich damals noch in die Tuilerien. Oh, sprechen Sie weiter, weiter! Sie wollten der Königin Ihre Ehrfurcht bezeugen, sagten Sie. Die Königin empfing Sie, nicht wahr? Man führte Sie in den kleinen, gelben Salon?"

„Nein, Sire, die Königin war nicht dort, sie war in dem kleinen Musiksaal, und weil damals

die Etiquette nicht mehr so strenge geübt wurde, war es mir gestattet, die Marquise von Tourzel in den Musiksaal begleiten zu dürfen. Die Königin bemerkte unser Eintreten nicht, denn sie sang. Ich aber blieb an der Thüre stehen, und betrachtete mir das wunderliebliche Bild, welches ich da vor mir sah. Die Königin, im weißen, schmucklosen Gewande, das hellbraune, wenig gepuderte Haar von einem schwarzen Spitzentuch verhüllt, saß am Spinett, auf dem ihre weißen Hände ruhten. Unfern von ihr in der Fensternische saß Madame mit einer Stickerei beschäftigt. Ganz nahe bei ihr, auf einem kleinen Fauteuil saß ein Knabe von fünf Jahren. Ein liebliches Kind mit langen goldenen Locken, mit großen blauen Augen, wie ein Engel anzuschauen. Die kleinen, von Spitzenmanschetten eingerahmten Hände ruhten auf der Lehne des Fauteuils, die Blicke hielt er unverwandt auf das Antlitz der Königin gerichtet, und seine ganze zärtliche Kinderseele lag in dem Blicke, mit welchem er auf seine Mutter schauete. Die Königin sang, und der Ton dieser tiefen seelenvollen Stimme klingt immer noch in meinem Herzen nach. Die Königin sang ein Lied für ihren Sohn:

„Dors, mon enfant, clos ta paupière,
Tes cris me déchirent le coeur;
Dors, mon enfant, ta pauvre mère
A bien assez de sa douleur.

Und während sie sang, wandte sie ihr Haupt zur Seite, nach ihrem Sohne hin, der unbeweglich, wie von einem Zauber befangen, ihr zuhörte. „Seht," rief da Madame, die Schwester des holden Knaben, „seht, ich glaube, der Louis Charles ist eingeschlafen." Da fuhr das Kind auf, und eine glühende Röthe überdeckte seine Wangen. „Oh Therese," rief er zürnend, „wie könnte man wohl schlafen, wenn meine Mama Königin singt!" Die Königin aber neigte sich zu ihm, drückte einen langen Kuß auf sein Haupt, und eine Thräne fiel aus ihren Augen auf sein goldenes Haar. Ich sah es, und unwillkürlich füllten auch meine Augen sich mit Thränen, ich konnte sie nicht zurückhalten, und ging leise wieder hinaus, um draußen im Vorsaal mich wieder zu fassen. „Sire, ich sehe Sie noch vor mir, diese schöne Königin und ihre Kinder, und es ergeht mir heute, wie damals, ich muß weinen!"

„Und ich, oh mein Gott, und ich!" murmelte Louis, indem er seine beiden Hände vor sein zuckendes Antlitz schlug. Selbst Fouché schien bewegt,

und seine Lippen zuckten und seine Wangen erblaßten.

Eine lange Pause trat ein. Man hörte nichts, als das krampfhafte Schluchzen des jungen Mannes, der noch immer die Hände vor seinem Antlitz hielt und so heftig weinte, daß die Thränen in schweren Tropfen zwischen seinen Fingern hervorquollen.

„Sire," rief Josephine jetzt mit flehender Stimme, „Sire, bei der Erinnerung an jene schöne Stunde beschwöre ich Sie, vergeben Sie mir, daß ich jetzt in diesen Zimmern wohne, welche einst die Königin Marie Antoinette bewohnte. Ach, es ist nicht mein Wunsch gewesen, und nur mit Bangen und Kummer habe ich es gethan. Glauben Sie mir das, Sire, und vergeben Sie mir, daß man mich gezwungen hat, in dem Schlosse der Könige zu wohnen."

Er ließ die Hände von seinem Antlitz gleiten und starrte sie an. „Sie wohnen in den Tuilerien? Wer sind Sie, Madame, oh mein Gott, Wer sind Sie?"

„Sire, damals war ich die Vicomtesse Generalin von Beauharnais, jetzt bin ich —"

„Die Gemahlin des Ersten Consuls," rief der Prinz, entsetzt zurückweichend, „die Gemahlin dessen,

der mich verfolgt, der mich, wie Fouché sagt, auf das Schaffot bringen will."

„Oh Sire, vergeben Sie es ihm," flehte Josephine. „Er ist nicht schlecht und nicht grausam, aber die Umstände zwingen ihn, so zu handeln. Gott selber, so scheint es, hat ihn auserkoren, diesem unglücklichen, aus tausend Wunden blutenden Lande mit seinem Heldenschwert und seinem Heldengeiste den Frieden und die Gesundheit wieder zu geben. Er war der Retter Frankreichs und die dankbare Nation jauchzte ihm entgegen, und legte vertrauensvoll die Zügel der Regierung in seine Hände. Frankreich ist wieder stark und groß und glücklich geworden durch seine Siege, durch seine Regierung, und dennoch wird er täglich von Mördern bedroht, dennoch giebt es beständig Verschwörungen, deren Ziel es ist, den Mann zu tödten, dem Frankreich jetzt seine Wiedergeburt verdankt. Was Wunder, daß er, um endlich diesen Verschwörungen, diesen Attentaten ein Ende zu machen, durch eine That des Schreckens den Verschwörern Furcht einjagen will. Er ist dazu fest entschlossen, der Löwe ist durch neue Verschwörungen aus seiner Ruhe aufgeschreckt, und das Schütteln seiner Mähnen wird dies Mal alle diejenigen vernichten, welche es ge-

wagt, sich wider ihn zu verschwören. Sire, ich klage Sie nicht an, ich sage nicht, daß Sie Unrecht thun, Alles zu versuchen, um das Erbe Ihrer Väter wieder zu erlangen. Möge Gott richten zwischen Ihnen und Ihren Feinden! Aber Ihre Feinde haben die Macht in Händen, und Sie müssen der Macht weichen! Oh mein unglücklicher, theurer, beklagenswerther Herr, ich beschwöre Sie, retten Sie Sich vor dem Zorne des Ersten Consuls, vor den Verfolgern, welche ausgesandt sind, Sie zu suchen. Wenn man Sie findet, sind Sie verloren, und Niemand auf der Welt wird Sie dann noch retten können. Fliehen Sie also, fliehen Sie, da es noch Zeit ist!"

„Fliehen," rief der junge Prinz schmerzlich. „Abermals fliehen! Mein ganzes Leben ist eine fortwährende Flucht, ein fortwährendes Verbergen gewesen! Wie der ewige Jude muß ich wandern von Land zu Land, kann nirgend rasten, nirgend Friede finden. Heimathlos, elternlos, ohne Namen irre ich umher, und wie ein gehetztes Wild muß ich immer wieder auf, denn immer ist die Meute wieder hinter mir. Nun so sei es denn, ich bin es müde, meinem Schicksal noch länger zu trotzen, ich ergebe mich in das Unvermeidliche. Möge der Erste Con=

ſul mich als einen Verſchwörer auf das Blutgerüſt ſchicken, ich bin bereit zu ſterben, denn im Tode werde ich wenigſtens die Ruhe finden, welche mir das Leben ſo grauſam verſagt. Ich fliehe nicht, ich bleibe! Das Beiſpiel meiner Eltern wird mich zu ſterben lehren."

„Oh ſprechen Sie nicht ſo," flehte Joſephine, „haben Sie Erbarmen mit mir, Erbarmen mit Sich Selber! Sie ſind noch ſo jung, das Leben hat Ihnen noch ſo Vieles zu erſetzen, es bleibt Ihnen noch ſo Vieles zu hoffen! Sie müſſen leben, nicht um den Tod Ihrer erhabenen Eltern zu rächen, ſondern um ihn zu verſöhnen, um ihr Andenken zu verklären. Sohn der Könige, Sie haben das Leben erhalten von Gott und von Ihren Eltern, Sie dürfen nicht leichtſinnig es hinwerfen, ſondern Sie müſſen es vertheidigen, denn der Segen Ihrer Mutter ruht auf Ihrem Haupte, das Sie retten müſſen vor dem Schaffot!"

„Sie müſſen leben," ſagte Fouché, „denn Ihr Tod würde Denen eine Freude ſein, welche die wüthenden Feinde der Königin Marie Antoinette waren, und Ihre lachenden Erben ſein würden. Wollen Sie dem Grafen von Lille das unbeſtrittene Recht gönnen, ſich Ludwig den Achtzehnten zu

nennen? Dem Grafen von Lille, welcher die Königin Marie Antoinette so viel Thränen hat vergießen gemacht?"

Der Prinz fuhr empor, und eine Zornesflamme leuchtete in seinen Augen auf. „Nein," rief er, „der Graf von Lille soll diese Freude nicht haben! Er soll sein fluchbeladenes Haupt nicht mit dem ruhigen Bewußtsein auf das Kissen legen, daß Er der König der Zukunft sei. Mein Schatten soll ihm den Schlaf beunruhigen, und die Möglichkeit, daß ich wiederkommen und mein Eigenthum von ihm zurückfordern könnte, soll der Schrecken sein, der die Ruhe von ihm fern hält. Sie haben Recht, Madame, ich muß leben! Der Geist der Königin Marie Antoinette schwebt über mir, und er will, daß ich lebe, und durch mein Leben sie räche an ihrem ärgsten Feind! So möge es denn geschehen! Sagen Sie mir, Fouché, wohin ich wandern, wo der arme Verbrecher sich verbergen soll, dessen einziges Verbrechen doch darin besteht, daß er lebt, daß er der Sohn seines Vaters ist? Wo giebt es eine Höhle, in der das arme gehetzte Wild sich verkriechen kann vor der verfolgenden Meute?"

„Sire, Sie müssen fort, weit, weit fort in die Ferne," rief Josephine. „Der Arm des Ersten

Consuls ist mächtig und stark, und sein Adlerblick schaut über ganz Europa hin und würde Sie überall entdecken und finden."

„Sie müssen jenseits des Meeres vorläufig eine Heimath suchen," sagte Fouché, näher tretend. „Ich habe schon darnach meine Maßregeln getroffen, daß Sie es können. Es gehen täglich von Marseille Schiffe nach dem Süden ab, auf einem dieser Schiffe gehen Sie nach Amerika. Amerika ist das Land der Freiheit, der Abenteuer und der großen Begebenheiten. Sie werden dort hinlängliche Beschäftigung finden können für Ihren Geist, für Ihren Thatendrang."

„Es ist wahr," sagte Louis mit einem bittern Lächeln, „ich werde nach Amerika gehen. Ich werde mir bei den Wilden eine Zuflucht suchen, vielleicht ernennen mich diese zu ihrem Häuptling, und schmücken mein armes Haupt mit einer Krone von Federn als Ersatz für meine Krone von Gold. Ja, ich will nach Amerika! In den Urwäldern, bei den Kindern der Natur wird es wohl eine Stätte geben für den Ausgestoßenen, den Heimathlosen. Madame, ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme und Ihre Güte, und meine Dankbarkeit soll darin bestehen, daß ich mich ganz Ihrem Willen

unterwerfe. Sie haben die Königin Marie Antoinette geliebt, Segen über Sie und Alle, die Sie lieben!“

Er reichte Josephine seine beiden Hände dar, und als sie dieselben an ihre Lippen drücken wollte, neigte er mit einem traurigen Lächeln sich zu ihr.

„Madame, segnen Sie meine arme Stirne mit dem Kuß dieser Lippen, welche einst die Hand meiner Mutter geküßt haben!“

Josephinens Lippen berührten mit einem sanften Kusse die reine klare Stirn des jungen Mannes und eine Thräne fiel aus ihren Augen auf sein blondes Haar.

„Gehen Sie, Sire,“ sagte sie, „und möge Gott Sie segnen und behüthen. Wenn Sie jemals meiner bedürfen, so rufen Sie mich, und seien Sie gewiß, daß so lange ich lebe, ich niemals Ihre Stimme überhören werde!“ —

Eine Stunde später fuhr die Gemahlin des Ersten Consuls hinaus nach St. Cloud. An der Ecke der Rue St. Honoré schloß sich ein zweiter Wagen dem ihren an, und der junge Mann, welcher in demselben saß, grüßte ehrfurchtsvoll Josephine, welche sich weit aus dem Wagen neigte, um seinen Gruß zu erwidern.

An der Barrière hielten die Wagen an, denn die Thore von Paris waren noch immer geschlossen. Aber Josephine winkte den Offizier der Wache an ihren Wagen, und er kannte zum guten Glücke die Gemahlin des Ersten Consuls.

„Es ist also nicht nöthig," fragte Josephine mit einem reizenden Lächeln, „nicht nöthig, daß ich einen Erlaubnißschein vom Ersten Consul herbeischaffe, um mit meiner Begleitung das Thor passiren zu können? Sie glauben also nicht, daß ich, und mein Cabinetssecretair, der in dem zweiten Wagen sitzt, zu den Räubern gehören, welche das Leben meines Gemahls bedrohen?"

Der Offizier, ganz bezaubert von der Anmuth und Holdseligkeit Josephinens, verneigte sich tief, und gab dann der Wache den gebieterischen Befehl, sofort das Thor zu öffnen, und die beiden Wagen passiren zu lassen.

Der Sohn der Königin war also gerettet! Zum zweiten Male verließ er Paris, um als ein Geächteter, Ausgestoßener ungewissem, abenteuerlichem Schicksal entgegen zu gehen.

XXXIII.

Nach langer Wanderschaft.

Für die Stadt Paris war der sechszehnte Februar 1804 ein Tag des Schreckens und des Entsetzens. Die Thore blieben den ganzen Tag geschlossen, Militär-Patrouillen durchzogen die Straßen, an deren Ecken die Proclamation angeheftet war, durch welche Murat, der Gouverneur von Paris, der Stadt verkündete, daß funfzig Räuber und Mörder sich in derselben befänden, und dem Consul nach dem Leben trachteten.

Der Verurtheilte, Chirurg Querolle, hatte indessen seine Bekenntnisse gemacht, und die Hauptverschworenen und ihre Verstecke genannt, und erst, nachdem alle von ihm genannten Personen aufgefunden und verhaftet waren, öffnete man wieder die Thore der Hauptstadt.

Ein großartiger Prozeß begann nun, nachdem man nach und nach immer mehr noch der Verschworenen, welche vom Ausland als Abgesandte der Bourbonen nach Paris gekommen waren, dort verhaftet hatte. Auch der General Pichegru, der Parteigänger Georges, und vor allen Dingen der General Moreau befanden sich unter den Verhafteten, angeklagt einer Verschwörung gegen das Leben des Ersten Consuls.

Die Geschichte dieses Prozesses war umgeben von einem geheimnißvollen Dunkel, und nur flüsternd wagte man sich zu erzählen, daß General Pichegru sich in seinem Gefängniß selbst entleibt habe, oder wie man noch leiser flüsterte, daß er im Gefängniß hingerichtet worden. Dann aber an einem Tage sah man in ganz Paris nur bleiche, traurige Gesichter, und ein Gemurmel des Entsetzens durchlief alle Straßen und alle Häuser.

Es hieß: Der Herzog von Enghien, der Enkel des Prinzen von Condé, sei von französischen Soldaten jenseits der Grenze im Baden'schen arretirt und nach Vincennes gebracht worden. Dort sei er in derselben Nacht angeklagt, der Mitwisser und Beförderer eines Complotts zu sein, das gegen das Leben des Ersten Consuls und die Ruhe der Republik

gerichtet gewesen, von dem rasch versammelten Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, und in selber Nacht dieses einundzwanzigsten März sei der Herzog von Enghien in dem Festungswall von Vincennes erschossen worden.

Das Gerücht kündete die Wahrheit. Bonaparte hatte sein Wort erfüllt, er hatte der bedrohten Republik ein königliches Opfer dargebracht, er wollte durch eine That des Schreckens die Verschwörer mit Entsetzen und Angst erfüllen, damit sie abständen von ihren blutigen Plänen.

Das Mittel war grausam, aber es erreichte die Wirkung, welche Bonaparte davon erhoffte, und hinfort gab es in Frankreich keine Verschwörungen mehr gegen das Leben des Ersten Consuls, der sich noch in demselben Jahr am achtzehnten Mai zu einem Kaiser verklärte.

Wenige Tage darauf erschien die öffentliche Anklageakte gegen die Verschworenen, und am dritten und vierten Juni fanden die öffentlichen Verhöre statt, denen Fouché als wieder installirter Polizeiminister beiwohnte, während Regnier in seiner neuen Würde als Großrichter präsidirte.

Siebenzehn der Angeklagten wurden zum Tode verurtheilt, Andere zu langjährigem Gefängniß, zu

diesen gehörte der General Moreau. Aber die Volksstimme erklärte sich so laut und so energisch für den tapfern General der Republik, daß man es für gerathen hielt, dieselbe nicht zu überhören. Moreau ward aus dem Gefängniß entlassen, und begab sich nach der spanischen Grenze, von wo er sich nach Nordamerika einschiffte.

Am fünfundzwanzigsten Juni wurden auf dem Grêveplatz zwölf der Verschworenen, an ihrer Spitze Georges, hingerichtet, die andern fünf zum Tode Verurtheilten hatte der nunmehrige Kaiser Napoleon zur Deportation begnadigt.

Die sanfte gutherzige Josephine schaute allen diesen Dingen mit Angst und Trauer zu, aber sie konnte sie nicht hindern, denn ihre Macht über das Herz ihres Gemahls war schon im Erlöschen, und die Sonne ihres Glückes war im Untergehen. Ihre Bitten, ihre Thränen hatten nicht mehr, wie sonst, entscheidende Gewalt über Bonaparte, und sie hatte mit denselben den Tod des Herzogs von Enghien nicht abwenden können.

„Ich habe Alles versucht," sagte sie mit Thränen in den Augen zu Bourienne, dem Cabinetschef des Kaisers, „ich wollte um jeden Preis ihn von seinem traurigen Vorhaben abbringen. Er hatte

es mir nicht anvertraut, aber Sie wissen, wie ich seine Gedanken errathe. Auf mein Eindringen gestand er mir auch seine Absicht, aber mit welcher Härte stieß er meine Bitten von sich. Ich habe mich an ihn geklammert, und bin vor ihm auf die Kniee niedergestürzt. „Mischt Euch in das, was Euch angeht," schrie er wüthend, indem er mich zurückstieß. „Dies sind nicht Weibersachen, laßt mich in Frieden." Und so mußte ich denn das Entsetzliche geschehen lassen, und konnte es nicht hindern. Nachher aber, nachdem es geschehen, war Bonaparte doch tief ergriffen, und mehrere Tage blieb er traurig und schweigsam, und schalt nicht mehr, wenn er mich in Thränen fand."*)

Die Jahre vergingen, die Tage des Glanzes und der Herrlichkeit, und ihnen folgten für Josephine, und dann auch für Napoleon die Tage der Schmerzen und des Elends! Von Napoleon verstoßen, trauerte Josephine vier Jahre lang um ihre verschmähte Liebe und ihr zertretenes Glück, dann aber, als Napoleons Glücksstern erlosch, als er seiner Kaiserkrone beraubt ward und Frankreich verlassen mußte, dann brach Josephinens Herz, und

*) Bourienne: Mémoires du Consulat et de l'Empire. Vol. V.

sie verbarg sich in ihrem Grabe, um Napoleons Erniedrigung nicht zu sehen.

Das Kaiserthum war also beseitigt, und der Graf von Lille, von den fremden Potentaten, nicht von der französischen Nation gerufen, kehrte nach Frankreich zurück, um als Ludwig der Achtzehnte den Thron der Lilien wieder aufzurichten.

Und wo war, während dies geschah, der Sohn der Königin Marie Antoinette? Wo war Ludwig der Siebenzehnte?

Er hatte das Wort wahr gemacht, welches er zu Josephine gesprochen. Er war in die Urwälder und zu den Wilden gegangen, und sie hatten ihm eine Krone von Federn gegeben, und ihn zu ihrem König ernannt.*) Jahre lang lebte er unter ihnen, geehrt als ihr König, geliebt als ihr Held. Aber dann faßte ihn die Sehnsucht nach der Heimath und dem Vaterlande, und er benutzte die Gelegenheit, als er im Auftrag seines Volkes nach Brasilien ging, mit dem Kaiser Don Juan einen Handelsvertrag abzuschließen, um nicht wieder zurückzukehren zu seinem schwarzen Volke. Den kostbarsten Schatz, den er besaß, seine Papiere, hatte er in-

*) Mémoires de Duc de Normandie. Pag. 89—162.

dessen zu bewahren gewußt auf allen Fahrten und Fährlichkeiten seines Lebens, und diese Papiere verschafften ihm bei Don Juan eine gastfreie und ehrenvolle Aufnahme. Von Don Juan erfuhr der König ohne Thron und ohne Erbe die Veränderungen, welche inzwischen in Frankreich sich begeben, und mit der ersten Schiffsgelegenheit, welche sich ihm darbot, kehrte er nun zurück nach Europa, nach Paris, wo er in der Mitte des Jahres 1816 eintraf.

Der Prinz von Condé, jetzt der Herzog von Bourbon, empfing den Heimkehrenden mit zärtlicher Freude, aber auch mit schmerzlichem Bedauern, denn jetzt war es zu spät, und keine Hoffnung auf eine Restituirung konnte er dem Heimgekehrten, dem „Zu spät Gekommenen" geben. Der Graf von Provence war jetzt der König Ludwig der Achtzehnte, und niemals würde er von seinem Throne herniedersteigen, um an den Sohn der Königin Marie Antoinette die Krone zurückzugeben, die er mit so viel Genugthuung und Stolz auf seinem eigenen Haupte trug.

Viel einfacher und bequemer war es also, den Prätendenten für einen Wahnsinnigen, oder einen Abenteurer zu halten, und ihn für immer zu be-

seitigen. Vergeblich waren alle Briefe, die der Baron von Richemont, welchen Namen Louis immer noch führte, an seinen Oheim, den König, an seine Schwester, die Herzogin von Angoulème richtete, und sie um ein Wiedersehen, eine Zusammenkunft bat. Man antwortete ihm nicht, man wollte diesen Abenteurer nicht sehen, den man nicht anerkennen konnte, ohne den König Ludwig den Achtzehnten zu entthronen, und dem Sohne der Herzogin von Angoulème, dem Herzog von Berry, die Aussicht auf eine Krone zu rauben.

Ludwig der Siebenzehnte war gestorben, und er durfte nicht wieder unter die Lebendigen zurückkehren. Er sah das, er wußte das, und eine tiefe Schwermuth erfaßte ihn. Aber er raffte sich wieder empor, er wollte nicht sterben! Er wollte leben, seinen grausamen Verwandten zum Schrecken und zur Rache!

Aber es war ein ruheloses unstätes Leben, das der Sohn der Königin führen mußte, um sich vor den Dolchen und Verfolgungen, den Attentaten seiner mächtigen Feinde zu retten. Der Prinz von Condé beschwor ihn, sich zu sichern vor den Mordanfällen, welche mehr als Einmal auf den „Baron von Richemont“ gemacht wurden, und Louis gab

seinen Bitten, seinen Thränen nach. Er ging abermals auf Reisen, aber als er nach zwei Jahren von diesen Reisen durch Asien und Afrika zurückkehrte, und durch Italien, an dessen Küste er gelandet war, reiste, ward er im Jahr 1848 auf Ansuchen des österreichischen Gesandten in Mantua verhaftet, und in das Staatsgefängniß von Mailand abgeführt.

Sieben Jahre saß der unglückliche Prinz in dem österreichischen Gefängniß, ohne Jemals verhört, Jemals vor einen Richter gefordert zu werden. Sieben Jahre der Einsamkeit, des Dunkels und der Entbehrung. Aber der Sohn Marie Antoinettens hatte in seinen Kinderjahren schon gelernt, die Entbehrungen zu ertragen, und sein Gefängnißleben in Mailand war doch nicht so hart und so grausam wie das Gefängnißleben im Temple neben seinem Peiniger Simon. Hier wenigstens gab es doch mitleidige Seelen, die sich seiner erbarmten, selbst die Schließer der Gefängnisse waren höflich und freundlich, wenn sie in die Zelle des „Königs von Frankreich" eintraten, und hinter der Wand seiner Zelle ertönte eines Tages eine Stimme, welche mit sanftem, melodischem Ton eine Romanze sang, welche Louis gedichtet, und welche er, als

er jene Nachbarzelle bewohnte, an die Mauer geschrieben.

Diese Stimme, welche wie ein Liebesgruß aus der Welt ihm ertönte, es war die Stimme Silvio Pellico's. Der berühmte Verfasser der „Prigioni" erzählt selbst diese Begrüßung mit seinem Nachbar in einfachen rührenden Worten.

„Man trug mein Bett," erzählt er, „in die neue, mir angewiesene Zelle, und sobald die „Secondini" (Aufseher) mich allein gelassen, war meine erste Sorge, die Mauern zu untersuchen. Man las da einige geschriebene Erinnerungen, mit Kreide, mit Bleistift oder auch mit einem scharfen Griffel aufgezeichnet. Ich fand auch da zwei hübsche französische Strophen, die ich bedauere nicht abgeschrieben zu haben. Sie waren unterzeichnet: „Herzog von der Normandie!" Ich fing an sie auf meine Melodie der armen Magdalena zu singen, als eine Stimme neben mir sie mit einer andern Melodie wiederholte. Als der Sänger geendigt hatte, rief ich ihm ein Bravo zu, er antwortete mir mit einem höflichen Gruß und fragte mich, ob ich Franzose sei."

„Nein, ich bin Italiener, und nenne mich Silvio Pellico."

„Der Dichter der Francesca di Rimini?"

„Ja, derselbe."

„Und nun folgte ein höfliches Compliment, mit den üblichen Beileidsbezeugungen über meine Gefangenschaft."

„Er fragte, aus welchem Theil von Italien ich gebürtig sei, und als ich ihm sagte, aus dem Piemontesischen, aus Saluzzo, erfolgte abermals ein höfliches Compliment über den Charakter der Piemontesen, und insbesondere über die verdienstvollen Männer von Saluzzo, namentlich über Bodoni." (Ein berühmter Typograph, Direktor der Staatsdruckerei in Parma.) Diese Lobeserhebungen waren kurz und fein, und verriethen einen feingebildeten Geist.

„Jetzt, mein Herr," sagte ich, „erlauben Sie mir, daß ich Sie frage, wer Sie sind?"

„Sie sangen so eben ein Lied, das ich gedichtet."

„Diese schönen Verse, die hier auf der Mauer geschrieben stehen, sind also von Ihnen?"

„Ja, mein Herr."

„Sie sind also —"

„Der Herzog der Normandie."

„Der Gefangenwärter ging eben unter unserm

Fenster vorüber und ich schwieg also. Nach einiger Zeit nahmen wir die Unterhaltung wieder auf. Als ich ihn fragte, ob er Ludwig der Siebenzehnte sei, antwortete er mir bejahend, und begann mit Heftigkeit gegen Ludwig den Achtzehnten, seinen Oheim, den Usurpator seiner Rechte, zu declamiren."

„Ich bat ihn, mir in kurzen Umrissen seine Lebensgeschichte zu erzählen. Er that es, und erzählte mir auf das Genaueste alle die Einzelheiten, die sich auf das Leben Ludwigs des Siebenzehnten bezogen, und die ich nur zum Theil kannte. Wie man ihn mit dem Schuster Simon eingeschlossen, wie man ihn gezwungen, gegen seine eigene Mutter eine schändliche Verleumdung zu unterzeichnen ꝛc. Dann erzählte er mir von seiner Rettung und von seiner endlichen Flucht nach Amerika, von seiner Wiederkehr, um den Thron seiner Väter zu reclamiren, und von seiner Verhaftung in Mantua.

„Er trug seine Geschichte mit außerordentlicher Lebhaftigkeit vor. Alle Einzelnheiten der französischen Revolution waren ihm gegenwärtig, er sprach von ihnen mit natürlicher Beredtsamkeit, und wußte sehr apropos immer pikante Anekdoten einzuflechten. Seine Ausdrucksweise schmeckte zuweilen ein wenig nach der Soldateska, aber es mangelte ihm doch nicht

die Eleganz und Feinheit, welche den Umgang mit der guten Gesellschaft verräth.“

„Werden Sie mir erlauben,“ fragte ich ihn, „daß ich Sie als Freund behandle, und die Titulaturen fort lasse?“

„Ich wünsche dies gerade,“ erwiederte er. „Das Unglück hat gerade für mich das Gute gehabt, daß ich alle Eitelkeit der Erde verachten gelernt habe. Glauben Sie mir, mein Stolz beruht nicht darauf, daß ich ein König, sondern daß ich ein Mensch bin.“

„Wir hatten nun Morgens und Abends lange Unterhaltungen, und ich erkannte in ihm eine edle, schöne Seele, empfänglich für alles Gute und Schöne. Er wußte sich die Herzen zu gewinnen, und selbst die Secondini waren freundlich mit ihm. Einer von ihnen sagte mir, so oft er aus der Zelle meines Nachbars zu mir kam: „Ich hoffe sicher, daß er mich zu seinem Ober-Portier macht, wenn er erst König ist; ich habe die Kühnheit gehabt, ihn darum zu bitten, und er hat es mir versprochen.“

„Der Verehrung der Secondini für ihren König der Zukunft verdanke ich es, daß sie eines Tages, als ich zum Verhör geführt, und an seiner Zelle vorüber geführt ward, die Thür derselben offen ließen,

damit ich die erhabene Person sehen konnte. Er war von mittlerer Größe, von ungefähr vierzig bis fünfundvierzig Jahren, er hatte etwas Embonpoint und eine durchaus bourbonische Physiognomie." *)

Nach sieben Jahren der Haft öffneten sich endlich die Pforten des Gefängnisses für den Baron von Richemont, ohne Urtheilsspruch, wie sie sich ohne Anklage hinter ihm geschlossen hatten. Der Sohn der Königin war wieder frei, der Tod des Königs Ludwigs des Achtzehnten hatte ihm die Freiheit gegeben. Aber schon hatte auf dem Throne von Frankreich ein anderer König seinen Platz eingenommen, der Graf von Artois hatte als Karl der Zehnte das Erbe seines Bruders angetreten.

Der arme Baron von Richemont trug nun seinen Kummer und seine Entmuthigung in die Thäler der Schweiz. Da ruhte er aus von seiner Gefängnißpein und seinen Enttäuschungen. Aber als das Jahr 1830 den König Karl den Zehnten von seinem Throne stieß, trat der Sohn Marie Antoinette's wieder hervor aus der Einsamkeit, er-

---

*) Silvio Pellico. I miei prigioni. Pag. 51 und folgende.

ließ eine Proklamation an das französische Volk und forderte mit lauter Stimme vor ganz Europa sein Erbe, seinen Thron zurück.

Doch unter dem Geklirr der Waffen, unter dem Geräusch der Revolutionen verhallte die Stimme des unglücklichen Prinzen. Er hatte keine Soldaten, keine Kanonen, um sich Stille zu erzwingen, damit man ihn höre.

Der Herzog von Orleans, Louis Philippe, aber hatte Soldaten und Kanonen, und die Arme seiner Freunde und Anhänger, und die Zauberkraft seiner Reichthümer trugen ihn auf den Thron im Juli 1830.

Der arme Baron von Richemont, das Kind der Könige, der letzte der Bourbonen in Frankreich, hatte jetzt nur noch einen Freund, der vielleicht sich seiner annehmen mochte. Dieser Freund, das war der Herzog von Bourbon Condé, jetzt ein Greis von achtzig Jahren. Eines Tages, es war wenige Wochen nach der Thronerhebung Louis Philippe's, erhielt der Herzog von Bourbon auf seinem Schlosse St. Leu den Besuch eines Herrn, den Niemand kannte, der sich von dem Kammerdiener als Baron von Richemout hatte anmelden lassen.

Der Herzog war ihm bis in das äußerste Vor-

zimmer entgegen gegangen, hatte ihn dort mit größter Ehrfurcht empfangen und in sein Kabinet geführt. Dort hatte man die beiden Herren lange Zeit sich laut und lebhaft unterhalten gehört, und der Secretair des Herzogs, welcher in der Bibliothek dicht neben dem Kabinet arbeitete, hatte ganz deutlich vernommen, wie der Herzog mit bebender Stimme gesagt hatte: „Sire, ich flehe zu Ihnen! Vergeben Sie mir! Die Umstände waren stärker, als mein Wille! Sire, gehen Sie nicht in's Gericht mit mir, vergeben Sie mir." Darauf hatte eine zürnende Stimme geantwortet: „Nein, ich vergebe Ihnen nicht, denn Sie haben schlecht und perfide an dem Sohn, wie an der Mutter gehandelt. Sie haben den Schwur, den Sie mir einst geleistet, nicht eingelöst. Ich verlasse Sie. Möge Gott Ihnen gnädig sein, und Ihnen verzeihen. Hüthen Sie sich, daß Er Sie nicht straft für den Verrath, den Sie an mir begangen. Sie schwuren, daß Sie keinen andern König anerkennen wollten außer mir, und doch haben Sie jetzt schon dem dritten König den Eid der Treue geleistet. Leben Sie wohl, möge der Allmächtige Sie beschützen! Wir werden uns vielleicht in einer bessern Welt wiedersehen, und dort werden Sie Rechenschaft abzulegen haben vor einem

höhern Richter, den nichts erweichen kann. Seien Sie glücklich, und mögen die Todten in Frieden schlafen." *)

Dann hatte der Secretair das heftige Zuschlagen einer Thüre gehört, und Alles war still geworden. Nach einer Stunde war der Secretair in das Cabinet des Herzogs eingetreten, weil die Stille ihn ängstigte. Der alte Herzog hatte bleich, wie in einer Erstarrung, auf seinem Lehnstuhl gesessen, und mit unverwandten Blicken nach der Thüre hingeschaut, durch welche der Fremde sich entfernt haben mochte.

Den ganzen Tag war der Herzog schweigsam und still gewesen, in der Nacht hatte der Kammerdiener, welcher in dem Vorzimmer seines Schlafgemaches wohnte, den Herzog leise beten und weinen gehört. Am nächsten Morgen, am siebenundzwanzigsten August 1830, als er in das Schlafgemach seines Herrn eintrat, fand er ihn todt und schon erstarrt.

Der Herzog hatte sich an dem Fensterkreuz seines Schlafgemaches erhängt! —

---

*) Die eigenen Worte Richemonts. Siehe: Mémoires du Duc de Normandie. Pag. 243.

Der letzte Anhänger des unglücklichen Königs, den man jetzt nur noch den „Prätendenten" nannte, war gestorben, alle seine Verwandte waren todt, auch seine Schwester, die Herzogin von Angoulême. Aber von der Todten kam ihm ein Liebesgruß, — sie hatte dem Baron von Richemont ein bedeutendes Jahrgehalt ausgesetzt, sie hatte auch, wie man sagte, ihn auf ihrem Sterbebett als ihren Bruder anerkennen wollen. Aber ihr Beichtvater hatte es ihr widerrathen, durch solche Anerkennung auf's Neue Unfrieden und Streit unter den Bourbonen zu erregen, und dem Prätendenten Heinrich den Fünften den Prätendenten Ludwig den Siebenzehnten gegenüber zu stellen.

Doch der Herzog der Normandie schwieg nicht, er sprach so laut von seinen Rechten, daß Louis Philippe es endlich für gerathen hielt, ihm das Sprechen zu verwehren, und ihn verhaften ließ, um ihm den Prozeß zu machen. Funfzehn Monate dauerte die Voruntersuchung, dann begann der Prozeß, welcher ihn anklagte „der Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates."

Die Gazette des Tribuneaux vom dritten, vierten und fünften November des Jahres 1834 theilte die Verhandlungen dieses Prozesses mit. Von

allen Seiten strömten die Zuhörer herbei, aber auch unerwarteter Weise die Zeugen, welche sich bereit erklärten, die Indentität des Barons von Richemont mit dem Herzog der Normandie, dem Sohne Ludwigs des Sechszehnten zu beweisen. Der Angeklagte selbst erschien ruhig und würdig vor den Schranken, und als die Staatsanwaltschaft ihn beschuldigte, sich einen Namen beigelegt zu haben, der ihm nicht gebühre, fragte er mit ruhiger Würde: „Meine Herren, wenn ich nicht Ludwig der Siebenzehnte bin, so sagen Sie, wer bin ich dann?"

Niemand wußte Antwort zu geben auf diese Frage, aber viele vornehme und bedeutende Legitimisten waren gekommen, um feierlich zu bekennen, daß der Angeklagte in Wahrheit ihr König, daß er die gerettete Waise des Temple sei.

Selbst der Präsident des Gerichtshofes schien davon überzeugt zu sein, und indem er seine Schlußrede an die Geschworenen hielt, waren seine letzten Worte: „Meine Herren, wer ist der Angeklagte, welcher heute vor Ihnen steht? Welches ist sein Name, seine Herkunft, seine Familie? Was sind seine Antecedentien, sein ganzes Leben? Ist er ein Werkzeug der Feinde Frankreichs, oder ist er vielmehr nur ein Unglücklicher, der wie durch ein Wun-

der den Schrecken einer blutigen Revolution entgangen ist, der durch seine Geburt geächtet und mit dem Bann belegt, keinen Namen, keine Zuflucht findet, wo er sein Haupt hinlegen kann?"

Es stand den Geschworenen nicht zu, auf diese Frage zu antworten, sie hatten nur Antwort zu geben auf die Frage des Staatsanklägers, ob der Angeklagte einer Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates schuldig sei?

Die Geschworenen antworteten mit Ja, und verurtheilten den Angeklagten zu einer Gefängnißstrafe von zwölf Jahren.

Der Herzog der Normandie, der Dauphin oder König Louis Charles wurde nach St. Pelagie abgeführt, aber im nächsten Jahre schon ward er durch die Hülfe mächtiger Freunde, welche ihm sein Prozeß erweckt hatte, aus dem Gefängniß befreit, und lebte nun wieder einige stille friedliche Jahre in der Schweiz.

Da kam das Jahr 1848, das Jahr der Revolutionen, deren Sturmfluthen Louis Philipp hinübertrieben nach England, und den Thron von Frankreich abermals umstießen.

Wieder trat Louis Charles heraus aus seiner

Einsamkeit, und jetzt stand er nicht allein. Eine Schaar reicher und mächtiger Legitimisten drängte sich um ihn, ein eigenes Journal „l'Inflexible“ ward zur Vertheidigung seiner Ansprüche für den Herzog der Normandie gegründet, die Vendée rief mit tausend Liebesstimmen den König Ludwig den Siebenzehnten zu sich. Da, als er zu den Getreuen eilen wollte, legte Gott seine Hand auf ihn und hielt ihn zurück, — ein Schlagfluß lähmte seine Glieder, und als er nach langer Ermattung sich von diesem Anfall erholte, war die Energie seines Geistes gelähmt, und aus dem entschlossenen, feurigen, unermüdlichen Prätendenten war jetzt ein sanfter, frommer Greis geworden, der sich kasteiete und betete, und nach Rom wanderte, um dort den Papst Pius den Neunten zu sprechen und von ihm Absolution zu erflehen für alle seine Sünden.

Der Papst Pius hatte mit dem Herzog der Normandie zu Gaëta am zwanzigsten Februar 1849 eine lange geheime Unterredung, und als Louis Charles von derselben zurückkehrte, war er ein stiller, frommer, lächelnder Greis, der niemals freilich seine hohe Abkunft verleugnete, aber nicht mehr begehrte, wieder eingesetzt zu werden in das Erbe seiner

Väter. Nach und nach zog er sich immer mehr von der Welt zurück, und lebte nur noch im Kreise einiger hohen legitimistischen Familien, die ihn aber als König behandelten, und ihn nie anders als: „Sire" anredeten. Er nahm das hin, wie eine ihm gebührende Ehre und war niemals dahin zu bringen, seinen Ansprüchen zu entsagen, wie viele Anträge ihm deshalb auch von dem neuen Kaiserreiche des zweiten Napoleoniden gemacht wurden. Damals schrieb er an einen seiner Freunde:

„Sie fragen mich, was ich will, welches der Zweck meines Kampfes ist, der nun schon über ein halbes Jahrhundert dauert? — Ich will Ihnen darauf antworten. Es kommt Ihnen hoffentlich nicht zu den Sinn, daß ich jetzt noch darauf hinarbeite, den Thron von Frankreich zu besteigen; es wäre dies ein sehr großes Unglück für mich, aber wahrlich noch ein viel größeres für Frankreich, und man würde dann mit Recht von uns Beiden sagen müssen, wir verdienten unser Unglück; noch weniger denke ich daran, mich durch meine Anerkennung reich und hochgestellt zu machen. Sie wissen es, daß ich zu meinem Leben nur sehr wenig Nothwendiges bedarf, und daß für dieses Wenige reich-

lich gesorgt ist. Was sollte ich sonst noch erstreben? Mich zu rächen? Mein Freund, ich bin in einem Alter, wo das Blut langsamer durch die Adern fließt, und wo man eine unaussprechliche Wonne im Verzeihen findet. Also, — was ich will, was ich begehre? Warum ich unermüdlich streite? Dies ist der Grund, mein Freund: ich möchte gern vor meinem Tode allen denen, die mir mit so vieler Uneigennützigkeit und Ergebung gefolgt sind, die unumstößliche Ueberzeugung einflößen, daß nicht ein politischer Abenteurer, sondern die königliche Waise des Temple ihnen so oft mit wahrer Freundschaft und mit dem herzlichsten Danke für ihre Freundschaft die Hand gedrückt hat."

Und dieses letzte Ziel seines Lebens sollte der Sohn der Königin Marie Antoinette wenigstens erreichen. Die Freunde und Legitimisten, welche ihn umgaben, glaubten an ihn, und als er starb, da weinten und trauerten seine Anhänger und Diener um ihn als wie um einen heimgegangenen König. Sie trugen ihn mit feierlichem ernsten Pomp in der Mitte der Nacht zu Grabe. Funfzig Personen etwa folgten zu Fuß dem Sarge, ein Priester schritt ihnen voran. Auf dem Kirchhofe von Villefranche

ward er begraben, und folgende Inschrift trägt sein Leichenstein:

Hier ruht
Louis Charles von Frankreich,
geb. in Versailles den 27. März 1785,
gest. im Schlosse Vaux-Renard den 10. August 1853.

Ende.

Druck von Ferdinand Reichardt & Co. (R. Worgitzky) in Berlin.
(J. V.: E. W. Lehmann.)

Inhalt des sechsten Bandes.

Mühlbach, Luise,

Marie Antoinette und ihr Sohn historischer Roman

Bd.: 6. Band

Jena 1867